



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Hoffmann's sämtliche Werke

**Hoffmann, E. T. A.**

**Paris, 1841**

Spieler-Glück.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65878](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65878)

derte sie, — zwischen die verschiedenen Reden gesetzt hatte. Ich versichere Euch, daß ich erst dann, als ich diese Erzählung gelesen, die wahrhafte poetische Schwärmerrei, das tiefgeföhnte und großartig röhrende von Islands Jägern eingesehen. Nebenher ist mir aber auch die wissenschaftliche Tendenz dieses Drama's aufgegangen, und ich kann es nicht tabeln, daß in jener Bibliothek unter der Rubrik: Forstwissenschaft, sich auch Islands Jäger befanden."

"Schweige Skurrilität," rief Lothar, „und gönne mit uns ein gürtiges Ohr dem würdigen Serapionsbrüder, der, wie ich bemerke, so eben ein Manuskript aus der Tasche gezogen hat."

"Ich habe," sprach Theodor, „mich dießmal in ein anderes Feld gewagt, und bitte im voraus um Eure Nachsicht. Uebrigens liegt meiner Erzählung eine wirkliche Begebenheit zum Grunde, die mir indessen durch kein Buch, sondern durch Tradition zugekommen."

Theodor las:

### Spieler-Glück.

Mehr als jemals war im Sommer 18. . Pyrmont besucht. Von Tage zu Tage mehrte sich der Zufluß vornehmer reicher Fremden und machte den Wettseifer der Spekulanten jeder Art rege. So kam es denn auch, daß die Unternehmer der Karobank dafür sorgten, ihr gleiches des Gold in größeren Massen aufzubäufen als sonst, damit die Lockpreise sich bewähre auch bei dem edelsten Wilde, das sie, gute geübte Jäger, anzukörnen gedachten.

Wer weiß es nicht, daß, zumal zur Badezeit, an Wälderorten, wo jeder, aus seinem gewöhnlichen Verhältnis getreten, sich mit Vorbedacht hingiebt freier Muße, sinnzerstreuendem Vergnügen, der anziehende Zauber des Spiels unumwiderföchtlich wird. Man sieht Personen, die sonst keine Karte anröhren, an der Bank als die eifrigsten Spieler, und überdem will es auch, wenigstens in der vornehmeren Welt, der gute Ton, daß man jeden Abend bei der Bank sich einfinde und einiges Geld verspiele.

Von diesem unumwiderföchtlichen Zauber, von dieser Regel des guten Tons schien allein ein junger deutscher Baron — wir wollen ihn Siegfried nennen — keine Notiz zu nehmen. Giltte alles an den Spieltisch, wurde ihm jedes Mittel, jede Aussicht sich geistreich zu unterhalten, wie er es liebte, abgeschnitten, so zog er es vor, entweder auf einsamen Spaziergängen sich dem Spiel seiner Fantasie zu überlassen, oder auf dem Zimmer dieses, jenes Buch zur Hand zu nehmen, ja wohl sich selbst im Dichten — Schriftstellen zu versuchen.

Siegfried war jung, unabhängig, reich, von edler Gestalt, anmüthigem Wesen, und so konnte es nicht fehlen, daß man ihn hochschätzte, liebte, daß sein Glück bei den Weibern entschieden war. Aber auch in allem, was er nur beginnen, unternehmen mochte, schien ein besonderer Glückstern über ihn zu walten. Man sprach von allerlei abentheuerlichen Liebeshändeln, die sich ihm aufgedrungen und die, so verderblich sie allem Anschein nach jedem Andern gewesen seyn würden, sich auf unglaubliche Weise leicht und glücklich auflösten. Vorzüglich pflegten aber die alten Herrn aus des Barons Bekanntschaft, wurde von ihm, von seinem Glück gesprochen, einer Geschichte von einer Uhr zu erwähnen, die sich in seinen ersten Jünglingsjahren zugetragen. Es begab sich nämlich, daß Siegfried, als er noch unter Vormundschaft stand, auf einer Reise ganz unerwartet in solch dringende Geldnoth gerieth, daß er, um nur weiter fortzukommen, seine goldne mit Brillanten reich besetzte Uhr verkaufen mußte. Er war darauf gefaßt, die kostbare Uhr um geringes Geld zu verschleudern; da es sich aber traf, daß in demselben Hotel, wo er eingekehrt, ge-

rade ein junger Fürst solch ein Kleinod suchte, so erhielt er mehr, als der eigentliche Werth betrug. Ueber ein Jahr war vergangen, Siegfried schon sein eigener Herr worden, als er an einem andern Ort in den öffentlichen Blättern las, daß eine Uhr ausgestellt werden sollte. Er nahm ein Loos, das eine Kleinigkeit kostete und gewann die goldne, mit Brillanten besetzte Uhr, die er verkauft. Nicht lange darauf vertauschte er diese gegen einen kostbaren Ring. Er kam bei dem Fürsten von A. auf kurze Zeit in Dienste, und dieser schickte ihn bei seiner Entlassung als ein Andenken seines Wohlwollens dieselbe goldne, mit Brillanten besetzte Uhr mit reichlicher Rente! —

Von dieser Geschichte kam man denn auf Siegfrieds Eigensinn, durchaus keine Karte anröhren zu wollen, wozu er bei seinem entschiedenen Glück um so mehr Anlaß habe, und war bald darüber einig, daß der Baron bei seinen übrigen glänzenden Eigenschaften ein Krieger sey, viel zu ängstlich, viel zu engberzig, um sich auch nur dem geringsten Verlust auszuliegen. Darauf, daß das Betragen des Barons jedem Verbot des Glückes ganz entschieden widersprach, wurde nicht geachtet, und wie es denn nun zu geschehen schien, daß die meisten recht darauf erpicht sind, dem Herrn irgend eines hochbeachteten Mannes ein bedeutendes Gut hinzuzufügen zu können, und dieses Aber irgendwo aufzufinden wissen, sollte es auch in ihrer eignen Entscheidung ruhen, so war man mit jener Deutung von Siegfrieds Widerwillen gegen das Spiel gar höchlich zufrieden.

Siegfried erfuhr sehr bald, was man von ihm behauptete, und da er, hochberzig und liberal wie er war, nichts mehr haßte, verabscheute, als Knickerei, so beschloß er nun die Verläumder zu schlagen, so sehr er auch das Spiel anekeln mochte, sich mit ein paar hundert Louisd'or und auch wohl mehr loszukaufen von dem schlimmen Verdacht. — Er fand sich bei der Bank ein mit dem festen Vorfaß, die bedeutende Summe, die er eingesteckt, zu verlieren; aber auch im Spiel wurde ihm das Glück, das ihm in Allem, was er unternahm, zur Seite stand, nicht untreu. Von einem die er wählte, gewann. Die kabbalistischen Berechnungen alter geübter Spieler scheiterten an dem Spiel des Barons. Er mochte die Karte wechseln, er mochte die selbe fortsetzen, gleichviel, immer war sein der Herr. Der Baron gab das seltene Schauspiel eines Vorwurfs, der darüber außer sich gerathen will, weil die Karte ihm zuschlagen, und so nahe die Erklärung dieses Benehmens lag, schaute man sich doch an mit bewundernden Gesichtern und gab nicht unendlich zu verstehen, der Baron könne, von dem Hange zum Sonderbaren fortgerissen, zuletzt in einigen Wahnsinn verfallen, denn wahnsinnig müßte doch der Spieler seyn, der sich sein Glück entsetze.

Eben der Umstand, daß er eine bedeutende Summe gewonnen, nöthigte den Baron fortzuspielen und so, da aller Wahrscheinlichkeit gemäß, dem bedruckenen Gewinn ein noch bedeutenderer Verlust folgen müßte, das durchzusetzen, was er sich vorgenommen. Aber kein Bedrücktes traf das ein, was man vermuthen konnte, denn sich ganz gleich blieb das entschiedene Glück des Barons.

Ohne daß er es selbst bemerkte, regte sich in dem Innern des Barons die Lust an dem Karospiele, das in seiner Einfachheit das verhängnisvollste ist, mehr und mehr auf.

Er war nicht mehr unzufrieden mit seinem Glück, das Spiel festsetzte seine Aufmerksamkeit und hielt ihn fest ganze Nächte hindurch, so daß er, da nicht der Gewinn, sondern recht eigentlich das Spiel ihn anregte, mehr

gedrungen an den besondern Sauber, von dem sonst seine Freunde gesprochen und den er durchaus nicht statuiren wollen, glauben mußte.

Als er in einer Nacht, da der Bankier gerade eine Tasse geendet, die Augen aufschlug, gewährte er einen ästhetischen Mann, der sich ihm gegenüber hingestellt hatte und den wehmüthig ernstlichen Blick fest und unverwandt auf ihn richtete. Und jedesmal, wenn der Baron des Spiels aufschaute, traf sein Blick das düstere Auge des Fremden, so daß er sich eines drückenden unheimlichen Gefühls nicht erwehren konnte. Erst als das Spiel beendet, verließ der Fremde den Saal. In der folgenden Nacht stand er wieder dem Baron gegenüber und starrte ihn an unverwandt mit düstren gepensifischen Augen. Noch hielt der Baron sich; als aber in der dritten Nacht der Fremde sich wieder eingefunden und zehrendes Feuer im Auge den Baron anstarrte, fuhr dieser los: „Mein Herr, ich muß Sie bitten, sich einen andern Platz zu wählen. Sie geniren mein Spiel.“

Der Fremde verbeugte sich schmerzlich lächelnd und verließ, ohne ein Wort zu sagen, den Spieltisch und den Saal.

Und in der folgenden Nacht stand doch der Fremde wieder dem Baron gegenüber, mit dem düstern glühenden Blick ihn durchbohrend.

Da fuhr noch zorniger als in der vorigen Nacht der Baron auf: „Mein Herr, wenn es Ihnen Spaß macht, mich anzugaffen, so bitte ich eine andere Zeit und einen andern Ort dazu zu wählen, in diesem Augenblick aber sich —“

Eine Bewegung mit der Hand nach der Thüre diente statt des harten Worts, das der Baron eben ausstießen wollte.

Und wie in der vorigen Nacht, mit demselben schmerzlichen Lächeln sich leicht verbeugend, verließ der Fremde den Saal.

Vom Spiel, vom Wein, den er genossen, ja selbst von dem Auftreten mit dem Fremden aufgeregt, konnte Siegfried nicht schlafen. Der Morgen dämmerte schon herauf, als die ganze Gestalt des Fremden vor seine Augen trat. Er erblickte das bedeutende, scharf gezeichnete, gramverföhrte Gesicht, die tief liegenden düstern Augen, die ihn anstarrten, er bemerkte, wie trotz der ärmlichen Kleidung der edle Anstand den Mann von seiner Erziehung verrieth. — Und nun die Art, wie der Fremde mit schmerzhafter Resignation die harten Worte aufnahm, und sich, das bitterste Gefühl mit Gewalt niederkömpfend, aus dem Saal entfernte! — „Mein,“ rief Siegfried, „ich that ihm Unrecht — schweres Unrecht! — Liegt es denn in meinem Wesen, wie ein roher Bursche in gemeiner Unart aufzubreusen, Menschen zu beleidigen, ohne den mindesten Anlaß?“

Der Baron kam dahin, sich zu überzeugen, daß der Mann ihn so angestarrt habe in dem erdrückendsten Gefühl des schneidenden Contrastes, daß in dem Augenblick, als er vielleicht mit der bittersten Noth kämpfte, er, der Baron, im übermüthigen Spiel Gold über Gold aufschäufte. Er beschloß, gleich den andern Morgen den Fremden aufzusuchen und die Sache auszugleichen.

Der Zufall fügte es, daß gerade die erste Person, der der Baron in der Allee lustwandeln begegnete, eben der Fremde war.

Der Baron redete ihn an, entschuldigend eindringlich sein Benehmen in der gestrigen Nacht, und schloß damit, den Fremden in aller Form um Verzeihung zu bitten. Der Fremde meinte, er habe gar nichts zu vergeben, da man dem im eifrigen Spiel begriffenen Spieler vieles zu Gute halten müsse, überdem er aber allein sich auch dadurch, daß er hartnäckig auf dem

Platz geblieben, wo er den Baron geniren müssen, die harten Worte zugezogen.

Der Baron ging weiter, er sprach davon, daß es oft im Leben augenblickliche Verlegenheiten gäbe, die den Mann von Bildung auf das empfindlichste niederdrückten, und gab nicht unbedeutlich zu verstehen, daß er bereit sey, das Geld, das er gewonnen oder auch noch mehr, herzugeben, wenn dadurch vielleicht dem Fremden geholfen werden könnte.

„Mein Herr,“ erwiderte der Fremde, „Sie halten mich für bedürftig, das bin ich gerade nicht, denn mehr arm als reich, habe ich doch so viel als meine einfache Weise zu leben fordert. Zudem werden Sie selbst erachten, daß ich, glauben Sie mich beleidigt zu haben und wollen es durch ein gut Stück Geld abmachen, dieß unmöglich als ein Mann von Ehre würde annehmen können, wäre ich auch nicht Cavalier.“

„Ich glaube Sie zu verstehen,“ erwiderte der Baron betreten, „und bin bereit, Ihnen Genugthuung zu geben, wie Sie es verlangen.“

„O Himmel,“ fuhr der Fremde fort, „wie ungleich würde der Zweikampf zwischen uns beiden seyn! Ich bin überzeugt, daß Sie eben so wie ich den Zweikampf nicht für eine kindische Maserei halten und keinesweges glauben, daß ein Paar Tropfen Blut, vielleicht dem gerügten Finger entquollen, die besleckte Ehre rein waschen können. Es giebt mancherlei Fälle, die es zweien Menschen unmöglich machen können, auf dieser Erde neben einander zu existiren, und lebe der eine am Caucasus und der andere an der Tiber, es giebt keine Trennung, so lange der Gedanke die Existenz des Gefährten erreicht. Hier wird der Zweikampf, welcher darüber entscheidet, wer dem andern den Platz auf dieser Erde räumen soll, nothwendig. — Zwischen uns beiden würde, wie ich eben gesagt, der Zweikampf ungleich seyn, da mein Leben keinesweges so hoch zu stellen, als das Ihrige. Stoße ich Sie nieder, so tödte ich eine ganze Welt der schönsten Hoffnungen; bleibe ich, so haben Sie ein kümmerliches, von den bittersten quaalvollsten Erinnerungen verfürtes Daseyn geendet! — Doch die Hauptsache bleib, daß ich mich durchaus nicht für beleidigt halte. — Sie hießen mich gehen und ich ging!“

Die letzten Worte sprach der Fremde mit einem Ton, der die innere Kränkung verrieth. Grund genug für den Baron, nochmals sich vorzüglich damit zu entschuldigen, daß, selbst wisse er nicht warum, ihm der Blick des Fremden bis ins Innerste gedrungen sey, daß er ihn zuletzt gar nicht habe ertragen können.

„Möchte doch mein Blick in Ihrem Innersten,“ sprach der Fremde, „drauß er wirklich hinein, den Gedanken an die bedrohliche Gefahr aufgeregt haben, in der Sie schweben. Mit frohem Muth, mit jugendlicher Unbefangenheit stehen Sie am Rande des Abgrundes, ein einziger Stoß und Sie stürzen rettungslos hinab. — Mit einem Wort — Sie sind im Begriff, ein leidenschaftlicher Spieler zu werden und sich zu verderben.“

Der Baron versicherte, daß der Fremde sich ganz und gar irre. Er erzählte umständlich wie er an den Spieltisch gerathen und behauptete, daß ihm der eigentliche Spielsinn ganz abgebe, daß er gerade den Verlust von ein Paar hundert Louisd'or wünsche, und wenn er dieß erreicht, aufhören werde zu pontiren. Bis jetzt habe er aber das entschiedenste Glück gehabt.

„Ach,“ rief der Fremde, „eben dieses Glück ist die entsetzlichste hämischste Verlockung der feindlichen Macht! — eben dieses Glück, womit Sie spielen, Baron! die ganze Art, wie Sie zum Spiel gekommen sind, ja selbst Ihr ganzes Wesen beim Spiel, welches nur zu deutlich verrieth, wie immer mehr und mehr Ihr Interesse daran steigt — alles — alles erinnert mich nur zu lebhaft an das

entschliche Schicksal eines Unglücklichen, welcher, Ihnen in vieler Hinsicht ähnlich, eben so begann als Sie. Deshalb geschah es, daß ich mein Auge nicht verwenden konnte von Ihnen, daß ich mich kaum zurückhalten vermochte, mit Worten das zu sagen, was mein Blick Sie errathen lassen sollte! — O! sieh doch nur die Dämonen ihre Krallenfäuste ausstrecken, Dich hinabzureißen in den Orkus! — So hätt' ich rufen mögen. — Ich wünschte Ihre Bekanntschaft zu machen, das ist mir wenigstens gelungen. — Erfahren Sie die Geschichte jenes Unglücklichen, dessen ich erwähnte, vielleicht überzeugen Sie sich dann, daß es kein leeres Hirngespinnst ist, wenn ich Sie in der dringendsten Gefahr erblicke und Sie warne."

Beide, der Fremde und der Baron, nahmen Platz auf einer einsam stehenden Bank, dann begann der Fremde in folgender Art.

„Dieselben glänzenden Eigenschaften, die Sie, Herr Baron! auszeichnen, erwarben dem Chevalier Menars die Achtung und Bewunderung der Männer, machten ihn zum Liebling der Weiber. Nur, was den Reichtum betrifft, hatte das Glück ihn nicht so begünstigt wie Sie. Er war beinahe dürftig, und nur durch die geregeltste Lebensart wurde es ihm möglich, mit dem Anstande zu erscheinen, wie es seine Stellung als Ueskömling einer bedeutenden Familie erforderte. Schon deshalb, da ihm der kleinste Verlust empfindlich fern, seine ganze Lebensweise verstoren mußte, durfte er sich auf kein Spiel einzulassen, zudem fehlte es ihm auch an allem Sinn dafür, und er brachte daher, wenn er das Spiel vermied, kein Opfer. Sonst gelang ihm alles, was er unternahm, auf besondere Weise, so daß das Glück des Chevalier Menars zum Sprüchwort wurde.

Wider seine Gewohnheit hatte er sich in einer Nacht überreden lassen, ein Spielhaus zu besuchen. Die Freunde, die mit ihm gegangen, waren bald ins Spiel verwickelt.

Ohne Theilnahme, in ganz andere Gedanken vertieft, schritt der Chevalier bald den Saal auf und ab, starrte bald hin auf den Spieltisch, wo dem Bankier von allen Seiten Gold über Gold zuströmte. Da gewahrte plötzlich ein alter Obrister den Chevalier und rief laut: „Alle Teufel! Da ist der Chevalier Menars unter uns und sein Glück, und wir können nichts gewinnen, da er sich weder für den Bankier noch für die Ponteurs erklärt hat, aber das soll nicht länger so bleiben, er soll gleich für mich pontiren!"

Der Chevalier mochte sich mit seiner Ungeschicklichkeit, mit seinem Mangel an jeder Erfahrung, entschuldigen wie er wollte, der Obrist ließ nicht nach, der Chevalier mußte heran an den Spieltisch.

Gerade wie Ihnen, Herr Baron, ging es dem Chevalier, jede Karte schlug ihm zu, so daß er bald eine bedeutende Summe für den Obristen gewonnen hatte, der sich gar nicht genug über den herrlichen Einfall freuen konnte, daß er das bewährte Glück des Chevalier Menars in Anspruch genommen.

Auf den Chevalier selbst machte sein Glück, das alle übrigen in Erstaunen setzte, nicht den mindesten Eindruck; ja er wußte selbst nicht wie es geschah, daß sein Widerwillen gegen das Spiel sich noch vermehrte, so daß er am andern Morgen, als er die Folgen der mit Anstrengung durchwachten Nacht in der geistigen und körperlichen Erschlaffung fühlte, sich auf das ernstlichste vornahm, unter keiner Bedingung jemals wieder ein Spielhaus zu besuchen.

Noch bestärkt wurde dieser Voratz durch das Betragen des alten Obristen, der, so wie er nur eine Karte in die Hand nahm, das entschiedenste Unglück hatte, und dieß Unglück nun in seltsamer Verkörtheit dem Chevalier auf den Hals schob. Auf zubringliche Weise verlangte er, der

Chevalier solle für ihn pontiren, oder ihm, wenn er Spiele, wenigstens zur Seite stehen, um durch seine Gegenwart den bösen Dämon, der ihm die Karten in die Hand schob, die niemals trafen, wegzubannen. — Man weiß, daß nirgends mehr abgeschmackter Aberglaube herrscht als unter den Spielern. — Nur mit dem größten Ernst, ja mit der Erklärung, daß er sich lieber mit ihm schlagen, als für ihn spielen wollte, konnte sich der Chevalier den Obristen, der eben kein Freund von Duelle war, vom Leibe halten. — Der Chevalier vermied seine Nachgiebigkeit gegen den alten Thoren.

Uebrigens kommt es nicht selten, daß die Geschichte von dem wunderbar glücklichen Spiel des Barons von Mund zu Mund lief, und daß noch allerlei räthselhafte geheimnißvolle Umstände hinzu gedichtet wurden, die den Chevalier als einen Mann, der mit den höheren Mächten im Bunde, darstellten. Daß aber der Chevalier keines Glückes unerachtet keine Karte berührte, mußte den höchsten Begriff von der Festigkeit seines Charakters geben, und die Achtung, in der er stand, noch um vieles vermehren.

Ein Jahr mochte vergangen seyn, als der Chevalier durch das unerwartete Ausbleiben der kleinen Summe, von der er seinen Lebensunterhalt bestritt, in die kleinste peinlichste Verlegenheit versetzt wurde. Er war genöthigt, sich seinem treuesten Freunde zu entdeden, der ohne Anstand ihm mit dem, was er bedurfte, ausstößig zugleich ihn aber den ärgsten Sonderling schalt, das es wohl jemals gegeben.

„Das Schicksal," sprach er, „gibt uns Wink, auf welchem Wege wir unser Heil suchen sollen und führen, nur in unsrer Inbolenz liegt es, wenn wir diese Wink nicht beachten, nicht verstehen. Dir hat die höhere Macht, die über uns gebietet, sehr deutlich ins Ohr gerannt: Willst Du Geld und Gut erwerben, so geh' hin und spiele, sonst bleibst Du arm, dürftig, abhängig immerdar."

Nun erst trat der Gedanke, wie wunderbar das Glück ihn an der Farobank begünstigt hatte, lebendig vor seine Seele, und träumend und wachend sah er Karten, hörte er das eintönige — gagné — perd des Bankiers, das Klirren der Goldstücke!

Es ist wahr, sprach er zu sich selbst, eine einzige Nacht, wie jene, reißt mich aus der Noth, überhebt mich der drückenden Verlegenheit meinen Freunden beschämend zu fallen; es ist Pflicht, dem Wink des Schicksals zu folgen.

Eben der Freund, der ihm zum Spiel gerathen, begleitete ihn ins Spielhaus, gab ihm, damit er sogleich das Spiel beginnen könne, noch zwanzig Louisd'or.

Hatte der Chevalier damals, als er für den alten Obristen pontirte, glänzend gespielt, so war dieß jetzt doppelt der Fall. Blindlings, ohne Wahl, zog er die Karten, die er setzte, aber nicht er, die unsichtbare Hand der höhern Macht, die mit dem Zufall vertraut oder vielmehr das selbst ist, was wir Zufall nennen, schien sein Spiel zu ordnen. Als das Spiel geendet hatte er tausend Louisd'or gewonnen.

In einer Art von Betäubung erwachte er am andern Morgen. Die gewonnenen Goldstücke lagen aufgeschichtet neben ihm auf dem Tische. Er glaubte im ersten Moment zu träumen, er rieb sich die Augen, er erfasste den Tisch, rückte ihn näher heran. Als er sich nun aber besah, was geschah, als er in den Goldstücken wühlte, als er sie wohlgefällig zählte und wieder durchzählte, da gieng zum erstenmal wie ein vererblicher Witzwahn die Lust an dem schönen Mammon durch sein ganzes Wesen, da war es geschehen um die Reinheit der Gesinnung, die er so lange bewahrt! —

Er konnte kaum die Nacht erwarten, um an den Spieltisch zu kommen. Sein Glück blieb sich gleich, er

daß er in wenigen Wochen, während welcher er beinahe jede Nacht gespielt, eine bedeutende Summe gewonnen hatte.

Es giebt zweierlei Arten von Spielern. Manche gewahrt, ohne Rücksicht auf Gewinn, das Spiel selbst als Spiel eine unbeschreibliche geheimnißvolle Lust. Die sonderbaren Verkettungen des Zufalls wechseln in dem seltsamsten Spiel, das Regiment der höhern Macht tritt klarer hervor, und eben dieses ist es, was unsern Geist anregt, die Fittige zu rühren und zu versuchen, ob er sich nicht hineinschwingen kann in das dunkle Reich, in die verhängnißvolle Werkstätte jener Macht, um ihre Arbeiten zu belauschen. — Ich habe einen Mann gekannt, der Tage, Nächte lang einsam in seinem Zimmer Bank machte und gegen sich selbst pontirte, der war meines Bedünkens ein achter Spieler. Andere haben nur den Gewinn vor Augen, und betrachten das Spiel als ein Mittel sich schnell zu bereichern. Zu dieser Classe schlug sich der Chevalier, und bewährte dadurch den Satz, daß der eigentliche tiefere Spielsinn in der individuellen Natur liegen, angeboren seyn muß.

Eben daher war ihm der Kreis, in dem sich der Ponteur bewegt, bald zu enge. Mit der sehr beträchtlichen Summe, die er sich erspielt, etablirte er eine Bank, und auch hier begünstigte ihn das Glück dergestalt, daß in kurzer Zeit seine Bank die reichste war in ganz Paris. Wie es in der Natur der Sache liegt, strömten ihm, dem reichsten, glücklichsten Bankier, auch die meisten Spieler zu.

Das wilde wüste Leben des Spielers vertilgte bald alle die geistigen und körperlichen Vorzüge, die dem Chevalier sonst Liebe und Achtung erworben hatten. Er hörte auf ein treuer Freund, ein unbesangener heitrrer Gesellschafter, ein vitterlich galanter Verehrer der Damen zu seyn. Erloischen war sein Sinn für Wissenschaft und Kunst, dahin all' sein Streben in tüchtiger Erkenntnis vorzuschreiten. Auf seinem todtblonden Gesicht, in seinen düstern, dunkles Feuer sprühenden Augen lag der volle Ausdruck der verderblichsten Leidenschaft, die ihn umstrickt hielt. — Nicht Spielsucht, nein, der gehässige Selbsteiz war es, den der Satan selbst in seinem Innern entzündet! — Mit einem Wort, es war der vollendetste Bankier, wie es nur einen geben kann!

In einer Nacht war dem Chevalier, ohne daß er gerade einen bedeutenden Verlust erlitten, doch das Glück weniger günstig gewesen als sonst. Da trat ein kleiner, alter, dürrer Mann, düstern, düstern, düstern garstigen Ansehen an den Spieltisch, nahm mit zitternder Hand eine Karte und besetzte sie mit einem Goldstück. Mehrere von den Spielern blickten den Alten an mit tiefem Erstaunen, behandelten ihn aber dann mit ausfallender Verachtung, obne daß der Alte auch nur eine Miene verzog, viel weniger mit einem Wort sich darüber beschwerte.

Der Alte verlor — verlor einen Satz nach dem andern, aber je höher sein Verlust stieg, desto mehr freuten sich die andern Spieler. Ja, als der Alte, der seine Sätze immerfort doublierte, einmal fünfhundert Louisd'or auf eine Karte gesetzt und diese in demselben Augenblick umschlug, rief einer laut lachend: „Glück zu, Signor Bertua, Glück zu, verliert den Muth nicht, setzt immerhin weiter fort. Ihr seht mir so aus, als würdet Ihr doch noch am Ende die Bank sprengen durch ungeteuern Gewinn!“

Der Alte warf einen Basiliskensblick auf den Spötter und rannte schnell von dannen, aber nur um in einer heißen Stunde wiederzukehren, die Taschen mit Gold gefüllt. In der letzten Taille mußte indessen der Alte aufstehen, da er wiederum alles Gold verspielt, das er zur Stelle gebracht.

Dem Chevalier, der, aller Verruchtheit seines Treibens unerachtet, doch auf einen gewissen Anstand hielt, der bei seiner Bank beobachtet werden mußte, hatte der Hohn, die Verachtung, womit man den Alten behandelte, im höchsten Grad missfallen. Grund genug nach beendtem Spiel, als der Alte sich entfernt hatte, darüber jenen Spötter, so wie ein paar andere Spieler, deren verächtliches Betragen gegen den Alten am meisten aufgefallen und die vom Chevalier dazu aufgefordert, noch da geblieben, sehr ernstlich zur Rede zu stellen.

„Gi,“ rief der eine, „Ihr kennt den alten Francesco Bertua nicht, Chevalier, sonst würdet Ihr Euch über uns und unser Betragen gar nicht beklagen, es vielmehr ganz und gar gut heißen. Erfahrt, daß dieser Bertua, Neapolitaner von Geburt, seit fünfzehn Jahren in Paris, der niedrigste, schmutzigste, bössartigste Geizhals und Wucherer ist, den es geben mag. Jedes menschliche Gefühl ist ihm fremd, er könnte seinen eignen Bruder im Todeskrampf sich zu seinen Füßen krümmen sehen und vergebens würd' es bleiben, ihm, wenn auch dadurch der Bruder gerettet werden könnte, auch nur einen einzigen Louisd'or entlocken zu wollen. Die Flüche und Verwünschungen einer Menge Menschen, ja ganzer Familien, die durch seine satanischen Speculationen ins tiefste Verderben gestürzt wurden, lasten schwer auf ihm. Er ist bitter gehaßt von allen, die ihn kennen, jeder wünscht, daß die Rache für alles Böse, das er that, ihn erfassen und sein schuldbesetztes Leben enden möge. Gespielt hat er, wenigstens so lange er in Paris ist, niemals und Ihr dürft Euch nach alle dem über das tiefe Erstaunen gar nicht verwundern, in das wir gerathen, als der alte Geizhals an den Spieltisch trat. Eben so mußten wir uns wohl über seinen bedeutenden Verlust freuen, denn arg, ganz arg würde es doch gewesen seyn, wenn das Glück den Bösewicht begünstigt hätte. Es ist nur zu gewiß, daß der Reichthum Surer Bank, Chevalier! den alten Eheren verblendet hat. Er gedachte Euch zu rufen, und verlor selbst die Federn. Unbegreiflich bleibt es mir aber doch, wie Bertua, dem eigentlichen Charakter des Geizhalses entgegen, sich entschließen konnte zu solch hohem Spiel. Nun! — er wird wohl nicht wiederkommen, wir sind ihn los!“

Diese Vermuthung traf jedoch keinesweges ein, denn schon in der folgenden Nacht stand Bertua wiederum an der Bank des Chevaliers, und setzte und verlor viel bedeutender als gestern. Dabei blieb er ruhig, ja er lächelte zuweilen mit einer bitteren Ironie, als wisse er im Voraus, wie bald sich alles ganz anders begeben würde. Aber wie eine Ravine wuchs schneller und schneller in jeder der folgenden Nächte der Verlust des Alten, so daß man zuletzt nachrechnen wollte, er habe an dreißigtausend Louisd'or zur Bank bezahlt. Da kam er einfi, als schon längst das Spiel begonnen, todtenbleich mit verstörtem Blick in den Saal und stellte sich fern von dem Spieltisch hin, das Auge starr auf die Karten gerichtet, die der Chevalier abzog. Endlich als der Chevalier die Karten gemischt hatte, abheben ließ und eben die Taille beginnen wollte, rief der Alte mit kreischendem Ton: „Halt!“ daß Alle beinahe entsetzt sich umschauten. Da drängte sich der Alte durch bis dicht an den Chevalier heran und sprach ihm mit dumpfer Stimme ins Ohr: „Chevalier! mein Haus in der Straße St. Honoré nebst der ganzen Einrichtung und meiner Habe an Silber, Gold und Juwelen ist geschätzt auf achtzig tausend Franken, wollt Ihr den Satz halten?“ „Gut,“ erwiderte der Chevalier kalt, ohne sich umzusehen nach dem Alten, und begann die Taille.

„Die Dame,“ sprach der Alte und in dem nächsten Abzug hatte die Dame verloren! — Der Alte prallte zurück und lehnte sich an die Wand regungs- und bewes-

gungsslos, der starren Witsäule ähnlich. Niemand kümmernte sich weiter um ihn.

Das Spiel war geendet, die Spieler verloren sich, der Chevalier packte mit seinen Croupiers das gewonnene Gold in die Cassette; da wankte wie ein Gespenst der alte Vertua aus dem Winkel hervor auf den Chevalier zu und sprach mit hohler dumpfer Stimme: „Noch ein Wort, Chevalier! ein einziges Wort!“

„Nun was giebt's?“ erwiderte der Chevalier, indem er den Schlüssel abzog von der Cassette und dann den Alten verächtlich maß von Kopf bis zu Fuß.

„Mein ganzes Vermögen,“ fuhr der Alte fort, „verlor ich an Eure Bank, Chevalier, nichts, nichts blieb mir übrig, ich weiß nicht, wo ich morgen mein Haupt hinlegen, wovon ich meinen Hunger stillen soll. Zu Euch, Chevalier, nehme ich meine Zuflucht. Borgt mir von der Summe, die Ihr von mir gewonnen, den zehnten Theil, damit ich mein Geschäft wieder beginne und mich emporschwinde aus der tiefsten Noth.“

„Wo denkt Ihr hin, Signor Vertua,“ erwiderte der Chevalier, „wißt Ihr nicht, daß ein Bankier niemals Geld wegborgen darf von seinem Gewinnst? Das läuft gegen die alte Regel, von der ich nicht abweiche.“

„Ihr habt Recht, Chevalier,“ sprach Vertua weiter, „meine Forderung war unftänig — übertrieben! — den zehnten Theil! — nein! den zwanzigsten Theil borgt mir!“ — „Ich sage Euch ja,“ antwortete der Chevalier verdrießlich, „daß ich von meinem Gewinnst durchaus nichts verborge!“

„Es ist wahr,“ sprach Vertua, indem sein Antlitz immer mehr erbleichte, immer starrer und starrer sein Blick wurde, „Ihr dürft nichts verborgen — ich that es ja auch sonst nicht! — Aber dem Bettler gebt ein Almosen, gebt ihm von dem Reichthum, den Euch heute das blinde Glück zuwarf, hundert Louisd'or.“

„Nun in Wahrheit,“ fuhr der Chevalier zornig auf, „Ihr versteht es, die Leute zu quälen, Signor Vertua! Ich sage Euch, nicht hundert, nicht funfzig — nicht zwanzig — nicht einen einzigen Louisd'or erhaltet Ihr von mir. Rasend müßt' ich seyn, Euch auch nur im mindesten Vorschub zu leisten, damit Ihr Euer schändliches Gewerbe wieder von neuem beginnen könntet. Das Schicksal hat Euch niedergeworfen in den Staub wie einen einzigen Wurm, und es wäre ruchslos, Euch wieder empor zu richten. Geht hin und verderbt, wie Ihr es verdient!“

Weite Hände vors Gesicht gedrückt, sank mit einem dumpfen Seufzer Vertua zusammen. Der Chevalier befahl den Bedienten die Cassette in den Wagen hinauszubringen und rief dann mit starker Stimme: „Wann übergebt Ihr mir Euer Haus, Eure Effekten, Signor Vertua?“

Da raffte sich Vertua auf vom Boden und sprach mit fester Stimme: „Setzt gleich — in diesem Augenblick, Chevalier, kommt mit mir.“

„Gut,“ erwiderte der Chevalier, „Ihr könnt mit mir fahren nach Eurem Hause, das Ihr dann am Morgen auf immer verlassen möget.“

Den ganzen Weg über sprach keiner, weder Vertua noch der Chevalier, ein einziges Wort. — Vor dem Hause in der Straße St. Honoré angekommen, zog Vertua die Schelle. Ein altes Mütterchen öffnete und rief, als sie Vertua gewahrte: „O Heiland der Welt, seyd Ihr es endlich, Signor Vertua! Halb todt hat sich Angela geängstet Eurethalben!“ —

„Schweige,“ erwiderte Vertua, „gebe der Himmel, daß Angela die unglückliche Glocke nicht gehört hat! Sie soll nicht wissen, daß ich gekommen bin.“

Und damit nahm er der ganz versteinerten Alten den Leuchter mit den brennenden Kerzen aus der Hand und leuchtete dem Chevalier voraus ins Zimmer.

„Ich bin,“ sprach Vertua, „auf alles gefaßt, Ihr habt, Ihr verachtet mich, Chevalier! Ihr verachtet mich, Euch und andern zur Lust; aber Ihr kennt mich nicht. Vernehmt denn, daß ich ehemals ein Spieler war wie Ihr, daß mir das launenboste Glück eben so günstig war als Euch, daß ich halb Europa durchzogen, überall verweilte, wo hohes Spiel, die Hoffnung großer Gewinnstes mich anlockte, daß sich das Gold in meiner Bank unaufhörlich häufte wie in der Curia. Ich hatte ein schönes treues Weib, die ich vernachlässigte, die stand war mitten im glänzendsten Reichthum. Da begab es sich, daß, als ich einmal in Genua meine Bank aufzuschlagen, ein junger Römer sein ganzes reiches Erbe an meine Bank verspielte. So wie ich heute Euch, hat er mich, ihm Geld zu leihen, um wenigstens nach Rom zurückreisen zu können. Ich schlug es ihm mit Eifer gelächert, ab und er stieß mir in der wahrnimmigen Noth der Verzweiflung, das Stilet, welches er bei sich trug, tief in die Brust. Mit Mühe gelang es den Ärzten, mich zu retten, aber mein Krankenlager war langwierig und schmerzhaft. Da pflegte mich mein Weib, tröstete mich, hielt mich aufrecht, wenn ich erliegen wollte an Duaal, und mit der Genesung dämmerte ein Gefühl in mir auf und wurde mächtiger, das ich noch nie gekannt. Aller menschlichen Regung wird entfremdet der Spieler, so kam es, daß ich nicht wußte, was Liebe, was Anhänglichkeit eines Weibes heißt. Tief in der Ewigkeit brannte es mir, was mein undantbares Herz gegen die Gattin verschuldet und welchem freudlichen Begehren ich sie geopfert. Wie quälende Geister der Nacht erschienen mir alle die, deren Lebensglück, deren ganzes Dasein ich mit verruchter Gleichgültigkeit gemisset, und ich hörte ihre dumpfen heißen Grabstimmen. Wo mir vorwarfen alle Schuld, alle Verbrechen, deren Blut ich gepflanzt! Nur mein Weib vermochte den namenlosen Jammer, das Entsetzen zu bannen, das mich dann ersafte! — Ein Gelübde that ich, nie mehr eine Frau zu berühren. Ich zog mich zurück, ich riß mich los von den Banden, die mich festhielten, ich wiederholte die Lotungen meiner Croupiers, die mich und mein Glück nicht entbehren wollten. Ein kleines Landhaus bei Rom, das ich erlaub, war der Ort, wohin ich, als ich vollkommen genesen, hinflüchtete mit meinem Weib. Ich war ein einziges Jahr wurde mir eine Ruhe, ein Glück, eine Zufriedenheit zu Theil, die ich nie gekannt! Mein Weib gebar mir eine Tochter, und starb wenige Wochen darauf. Ich war in Verzweiflung, ich klagte den Himmel an und verwünschte dann wieder mich selbst, mein verruchtes Leben, das die ewige Nacht rächte, da sie mein Weib nahm, das mich vom Verderben gerettet, das einzige Wesen, das mir Trost gab und Hoffnung. Wie den Verbrecher, der das Grauen der Gefangenenscheue fürchtet, trieb es mich fort von meinem Landhause nach Paris. Angela blühte auf, das holde Ebenbild ihrer Mutter, an ihr hing mein ganzes Herz, für sie ließ ich es mir angelegen seyn, ein bedeutendes Vermögen nicht nur zu erhalten, sondern zu vermehren. Es ist wahr, ich ließ Geld aus auf hohe Zinsen, schändliche Verkauftungen ist es aber, wenn man mich des betrügerischen Weibes anklagt. Und wer sind diese Ankläger? Reichthümliche Leute, die mich rastlos quälen, bis ich ihnen Geld leage, das sie wie ein Ding ohne Werth verpraßen, und dann außer sich gerathen wollen, wenn ich das Geld, welches nicht mir, nein, meiner Tochter gehört, für deren Vermögensverwalter ich mich nur ansehe, mit unerwarteter Strenge eintreibe. Nicht lange ist es her, als ich jungen Menschen der Schande, dem Verderben entzogen, dadurch daß ich ihm eine bedeutende Summe verleihte. Nicht mit einer Sylbe gedachte ich, da er, wie ich weiß, blutarm war, der Forderung, bis er eine sehr reich-

Erbschaft gemacht. Da trat ich ihn an wegen der Schuld.  
— Glaubt Ihr wohl, Chevalier, daß der leichtsinnige  
Pfeifer, der mir seine Existenz zu verdanken hatte,  
die Schuld ableugnen wollte, daß er mich einen nieder-  
trächtigen Geizhals schalt, als er mir, durch die Gerichte  
dazu angehalten, die Schuld bezahlen mußte? — Ich  
könnte Euch mehr dergleichen Vorfälle erzählen, die mich  
hart gemacht haben und gefühllos da, wo mir der Leicht-  
sinn, die Schlichtigkeit entgegentritt. Noch mehr! —  
ich könnte Euch sagen, daß ich schon manche bittere Thrä-  
ne trockenete, daß manches Gebet für mich und für meine  
Angela zum Himmel stieg, doch Ihr würdet das für  
faßliche Prahlerei halten und ohnedem nichts darauf ge-  
ben, da Ihr ein Spieler seyd! — Ich glaubte, daß die  
ewige Macht geküßt sey — es war nur Wahn! denn  
freigegeben ward' es dem Satan, mich zu verbenden  
auf entsetzlichere Weise als jemals. — Ich hörte von  
Eurem Glück, Chevalier! Jeden Tag vernahm ich, daß  
dieser, jener an Eurem Dank sich zum Bettler herabben-  
tete, da kam mir der Gedanke, daß ich bestimmt sey,  
mein Spieler-Glück, das mich noch niemals verlassen,  
gegen das Guck zu setzen, daß es in meine Hand gelegt  
sey, Eurem Treiben ein Ende zu machen, und dieser  
Gedanke, den nur ein feltamer Wahnsinn erzeugen  
konnte, ließ mir ferner keine Ruhe, keine Raft. So  
geriet ich an Eure Dank, so verließ mich nicht eher mei-  
ne entsetzliche Bethörung, bis meine — meiner Angela  
Hode Guck war! — Es ist nun aus! — Ihr werdet  
doch erlauben, daß meine Tochter ihre Kleidungsstücke  
mit sich nehme?"

„Die Garderobe Eure Tochter,“ erwiderte der  
Chevalier, „geht mich nichts an. Auch könnt Ihr Bet-  
ten und notwendiges Hausgeräth mitnehmen. Was  
soll ich mit dem Kumpelzeuge, doch seht Euch vor, daß  
nichts von einigem Werth mit unterlaufe, das mir zu-  
gefallen.“

Der alte Vertua starrte den Chevalier ein paar Se-  
kunden sprachlos an, dann aber stürzte ein Thränenstrom  
aus seinen Augen, ganz vernichtet, ganz Jammer und  
Verzweiflung sank er nieder vor dem Chevalier und  
schrie mit aufgehobenen Händen: „Chevalier, habt Ihr  
noch menschliches Gefühl in Eurem Brust — seyd barm-  
herzig — barmherzig! — Nicht mich, meine Tochter,  
meine Angela, das unschuldige Engelskind stürze Ihr  
ins Verderben! — o seyd gegen diese barmherzig, leht  
Ihr, Ihr, meiner Angela, den zwanzigsten Theil ihres  
Vermögens, das Ihr geraubt! — D ich weiß es, Ihr  
laßt Euch ersehen — D Angela, meine Tochter!“ —  
Und damit schluchzte — jammerte — stöhnte der  
Alte und rief mit herzzerstreichendem Ton den Namen  
seines Kindes.

„Die abgeschmackte Theater-Szene fängt an mich zu  
langweilen,“ sprach der Chevalier gleichgültig und ver-  
drehtlich, aber in demselben Augenblick sprang die Thür  
auf und hinein stürzte ein Mädchen im weißen Nacht-  
gewande, mit aufgelösten Haaren, den Tod im Antlitz,  
stürzte hin auf den alten Vertua, hob ihn auf, faßte ihn  
in die Arme und rief: „D mein Vater — mein Vater  
— ich hörte — ich weiß alles — Habt Ihr denn alles  
verloren? alles? — Habt Ihr nicht Eure Angela? Was  
bedarf es Geld und Gut, wird Angela Euch nicht näh-  
ren, pflegen? — D Vater, erniedrigt Euch nicht länger  
vor diesem verächtlichen Unmenschen. — Nicht wir sind  
es, er ist es, der arm und elend bleibt im vollen schönsten  
Reichtum, dem verlassen in grauvoller trostloser  
Einsamkeit steht er da, kein liebend Herz giebt es auf  
der weiten Erde, das sich anschniegt an seine Brust,  
das sich ihm anschmiegt, wenn er verzweifeln will an dem  
Leben, an sich selbst! — Kommt mein Vater — verlaßt  
dies' Haus mit mir, kommt, eilen wir hinweg, damit der

entsetzliche Mensch sich nicht weide an Eurem Jammer!“

Vertua sank halb ohnmächtig in einen Lehnstuhl,  
Angela kniete vor ihm nieder, faßte seine Hände, küßte,  
streichelte sie, zählte mit kindlicher Geschwätzigkeit alle  
die Talente, alle die Kenntnisse, auf, die ihr zu Gebote  
standen und womit sie den Vater reichlich ernähren wolle,  
beschwor ihn unter heißen Thränen, doch nur ja allem  
Gram zu entsagen, da nun das Leben, wenn sie nicht  
zur Lust, nein, für ihren Vater sticke, nähe, singe, Qui-  
tarre spiele, erst rechten Werth für sie haben werde.

Wer, welcher verstockte Sünder hätte gleichgültig  
bleiben können bei dem Anblick der in voller Himmels-  
schönheit strahlenden Angela, wie sie mit süßer holder  
Stimme den alten Vater tröstete, wie aus dem tiefsten  
Herzen die reinste Liebe ausströmte und die kindlichste  
Zugend.

Noch anders ging es dem Chevalier. Eine ganze  
Hölle von Quaal und Gewissensangst wurde wach in sei-  
nem Innern. Angela erschien ihm der strafende Engel  
Gottes, vor dessen Glanz die Nebelschleier frevelicher  
Bethörtheit dahinschwanden, so daß er mit Entsetzen  
sein elenvolles Ich in widriger Nacktheit erblickte.

Und mitten durch diese Hölle, deren Flammen in  
des Chevaliers Innern wütheten, fuhr ein göttlich  
reiner Strahl, dessen Leuchten die süßeste Wonne war  
und die Seligkeit des Himmels, aber bei dem Leuch-  
ten dieses Strahls wurde nur entsetzlicher die namenlose  
Quaal!

Der Chevalier hatte noch nie geliebt. Als er Angela  
erblickte, das war der Moment, in dem er von der heftig-  
sten Leidenschaft und zugleich von dem vernichtenden  
Schmerz gänzlicher Hoffnungslosigkeit erfaßt wer-  
den sollte. Denn hoffen konnte der Mann wohl nicht,  
der dem reinen Himmelskinde, der holden Angela so er-  
schien, wie der Chevalier. —

Der Chevalier wollte sprechen, er vermochte es nicht,  
es war als lähme ein Krampf seine Zunge. Endlich  
nahm er sich mit Gewalt zusammen und stotterte mit  
bebender Stimme: „Signor Vertua — hört mich!  
— Ich habe nichts von Euch gewonnen, gar nichts —  
da steht meine Cassette — die ist Euer — nein! — ich  
muß Euch noch mehr zahlen — ich bin Euer Schuldner  
— nehmt — nehmt.“

„D meine Tochter!“ rief Vertua; aber Angela er-  
hob sich, trat hin vor den Chevalier, strahlte ihn an  
mit stolzem Blick, sprach ernst und gefaßt: „Cheva-  
lier, erfahrt, daß es Höheres giebt als Geld und Gut,  
Gesinnungen, die Euch fremd sind, die uns, indem sie  
unsere Seele mit dem Trost des Himmels erfüllen,  
Euer Geschenk, Eure Gnade mit Verachtung zurück-  
weisen lassen! — Behaltet den Mammon, auf dem der  
Fluch lastet, der Euch verfolgt, den herzlosen verwor-  
fenen Spieler!“

„Ja!“ rief der Chevalier ganz außer sich mit wil-  
dem Blick, mit entsetzlicher Stimme, „ja verflucht —  
verflucht will ich seyn, hinabgeschleudert in die tiefste  
Hölle, wenn jemals wieder diese Hand eine Karte be-  
rührt! — Und wenn Ihr mich dann von Euch stoßt,  
Angela! so seyd Ihr es, die rettungsloses Verderben  
über mich bringt — o Ihr wißt nicht — Ihr versteht  
mich nicht — wahnsinnig müßt Ihr mich nennen —  
aber Ihr werdet es fühlen, alles wissen, wenn ich vor  
Euch liege mit zerschmettertem Gehirn — Angela! Tod  
oder Leben gilt es! — Lebt wohl!“

Damit stürzte der Chevalier fort in voller Verzweif-  
lung, Vertua durchblickte ihn ganz, er wußte, was in  
ihm vorgegangen, und suchte der holden Angela begreif-  
lich zu machen, daß gewisse Verhältnisse eintreten könn-  
ten, die die Nothwendigkeit herbeiführen müßten, des  
Chevaliers Geschenk anzunehmen. Angela entsetzte sich,

den Vater zu verstehen. Sie sah nicht ein, wie es möglich seyn könnte, dem Chevalier jemals anders als mit Verachtung zu begegnen. Das Verhängniß, welches sich oft aus der tiefsten Tiefe des menschlichen Herzens, ihm selbst unbewußt, gelählet, ließ das nicht Gedachte, das nicht Geahndete geschehen.

Dem Chevalier war es, als sey er plötzlich aus einem fürchterlichen Traum erwacht, er erblickte sich nun am Rande des Höllenabgrundes und streckte vergebens die Arme aus nach der glänzenden Lichtgestalt, die ihm erschienen, nicht ihn zu retten — nein! — ihn zu mahnen an seine Verdammniß.

Zum Erstaunen von ganz Paris verschwand die Bank des Chevalier Menars aus dem Spielhause, man sah ihn selbst nicht mehr und so kam es, daß sich die verschiedensten abentheuerlichsten Gerüchte verbreiteten, von denen eins lügenhafter war als das andere. Der Chevalier vermied alle Gesellschaft, seine Liebe sprach sich aus in dem tiefsten unverwundlichsten Gram. Da geschah es, daß ihm in den einsamen finstern Gängen des Gartens von Malmaison plötzlich der alte Vertua in den Weg trat mit seiner Tochter.

Angela, welche geglaubt den Chevalier nicht anders anblicken zu können, als mit Abscheu und Verachtung, fühlte sich auf seltsame Weise bewegt, als sie den Chevalier vor sich sah, todtentbleich, ganz verstorbt, in scheuer Ehrfurcht kaum sich ermunternd die Augen aufzuschlagen. Sie wußte recht gut, daß der Chevalier seit jener verhängnißvollen Nacht das Spiel ganz aufgegeben, daß er seine ganze Lebensweise geändert. Sie, sie allein hatte dieß alles bewirkt, sie hatte den Chevalier gerettet aus dem Verderben; konnte etwas wohl der Eitelkeit des Weibes schmeicheln?

So geschah es, daß, als Vertua mit dem Chevalier die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen gewechselt, Angela mit dem Ton des sanften wohlthuenden Mitleids fragte: „Was ist Euch, Chevalier Menars, Ihr seht krank, verstorbt aus? In Wahrheit, Ihr solltet Euch dem Arzt vertrauen.“

Man kann denken, daß Angela's Worte den Chevalier mit tröstender Hoffnung durchstrahlten. In dem Moment war er nicht mehr derselbe. Er erhob sein Haupt, er vermochte jene aus dem tiefsten Gemüth hervorkommende Sprache zu sprechen, die ihm sonst alle Herzen erschloß. Vertua erinnerte ihn daran, das Haus, das er gewonnen, in Besitz zu nehmen.

„Ja, Signor Vertua,“ rief der Chevalier begeistert, „das will ich! — Morgen komme ich zu Euch; aber erlaubt, daß wir über die Bedingungen uns recht sorglich berathen, und sollte das auch Monate lang dauern.“

„Mag das geschehen, Chevalier,“ erwiderte Vertua lächelnd, „mich dünkt es könnte mit der Zeit dabei allerlei zur Sprache kommen, woran wir zur Zeit noch nicht denken mögen.“ — Es konnte nicht fehlen, daß der Chevalier im Innern getrübet, von neuem auflebte in aller Lebenswürdigkeit, wie sie ihm sonst eigen, ehe ihn die wirre, verderbliche Leidenschaft fortrifs. Immer häufiger wurden seine Besuche bei dem alten Signor Vertua, immer geneigter wurde Angela dem, dessen rettender Schutzgeist sie gewesen, bis sie endlich glaubte, ihn recht mit ganzem Herzen zu lieben, und ihm ihre Hand zu geben versprach, zur großen Freude des alten Vertua, der nun erst die Sache wegen seiner Habe, die er an den Chevalier verloren, als völlig ausgeglichen ansah.

Angela, des Chevalier Menars glückliche Braut, sah eines Tages in allerlei Gedanken von Liebeswonne und Seligkeit, wie sie wohl Bräute zu haben pflegen, vertieft am Fenster. Da zog unter lustigem Trompetenschall ein Jägerregiment vorüber, bestimmt zum Feldzug nach

Spanien. Angela betrachtete mit Theilnahme die Reiter, die dem Tode geweiht waren in dem bösen Krize. Sie schaute ein blutjunger Mensch, indem er das Pferd nach zur Seite wandte, hinauf zur Angela, und ohnmächtig sank sie zurück in den Sessel.

Niemand anders war der Jäger, der dem blutigen Tod entgegenzog, als der junge Duvernet, der Sohn des Nachbarn, mit dem sie aufgewachsen, der heimlich täglich in dem Hause gewesen, und der erst ausgeschieden, seitdem der Chevalier sich eingefunden.

In dem vorwurfschweren Blick des Jünglings, der bittere Tod selbst lag in ihm, erkannte Angela nun erst nicht allein wie unaussprechlich er sie geliebt — wie wie gränzenlos sie selbst ihn liebe, ohne sich dessen bewußt zu seyn, nur betört, verblendet von dem Glanze, den der Chevalier immer mehr um sich verbreitet. Sie erst verstand sie des Jünglings bange Seufzer, die stillen anspruchslosen Bewerbungen, nun erst verstand sie ihr eignes besangenes Herz, wußte sie, was über sie ruhige Brust bewegte, wenn Duvernet kam, wenn sie seine Stimme hörte.

„Es ist zu spät — er ist für mich verloren!“ — sprach es in Angela's Innern. Sie hotte den Muth, das trostlose Gefühl, das ihr Inneres zerreissen wollte, nicht derzukämpfen, und eben deshalb, weil sie den Muth hatte, gelang es ihr auch.

Daß irgend etwas Verstörendes vorgegangen seyn müsse, konnte desungeachtet dem Scharfsicht des Chevaliers nicht entgehen; er dachte indessen gar nicht, ein Geheimniß nicht zu enträthseln, das Angela ihm zu bergen zu müssen glaubte, sondern begnügte sich damit, um jedem bedrohlichen Feinde alle Macht zu nehmen, die Hochzeit zu beschleunigen, deren Feire er mit feinem Takt, mit tiefem Sinn für Lage und Stimmung der holden Braut einzurichten wußte, so daß diese für dießmal auf's neue die hohe Lebenswürdigkeit des Chevaliers anerkannte.

Der Chevalier betrug sich gegen Angela mit der Unmerklichkeit für den kleinsten ihrer Wünsche, mit der ungeheuerlichsten Hochschätzung, wie sie aus der reinen Liebe entspringt, und so mußte Duvernets Ansehen in ihrer Seele bald ganz und gar erlöschen. Der reißende Wolfensdatten, der in ihr helles Leben trat, war die Krankheit und der Tod des alten Vertua.

Seit jener Nacht, als er sein ganzes Vermögen an die Chevaliers Bank verlor, hatte er nicht wieder eine Karte berührt; aber in den letzten Augenblicken des Lebens schien das Spiel seine Seele zu erfüllen ganz und gar. Während der Priester, der gekommen, den Leichnam der Kirche ihm zu geben im Dahinscheiden, von geistlichen Dingen zu ihm sprach, lag er da mit geschlossenen Augen, murmelte zwischen den Zähnen — perd — gegen — machte mit den im Todeskampf zitternden Gliedern die Bewegungen des Taillirens, des Ziehens der Ketten. Vergebens beugte Angela, der Chevalier sich über ihn her, rief ihn mit den zärtlichsten Namen; er hörte beide nicht mehr zu kennen, nicht mehr zu verstehen. Dem innern Seufzer gague — gab er den Geist auf.

In dem tiefsten Schmerz konnte sich Angela eines heimlichen Grauens über die Art, wie der Alte abwesend schied, nicht erwehren. Das Bild jener entsetzlichen Nacht, in der sie den Chevalier zum erstenmal als den abgehärtetsten, verruchtesten Spieler erblickte, trat wieder lebhaft ihr vor Augen und der fürchterliche Gedanke in ihre Seele, daß der Chevalier die Mäule des Glückes abwerfen und in ursprünglicher Teufelsgestalt für immer hohnend, sein altes Leben wieder beginnen könnte.

Nur zu wahr sollte bald Angela's schreckliche Ahnung werden.

Solche Schauer auch der Chevalier bei dem Dahin-



scheiden des alten Franzesco Vertua, der den Trost der Kirche verschmähend in der letzten Todesnoth nicht ablassen konnte von dem Gedanken an ein früheres sündhaftes Leben, solche Schauer er auch dabei empfand, so war doch dadurch, selbst wußte er nicht wie das geschah, das Spiel lebhafter als jemals wieder ihm in den Sinn gekommen, so daß er allnächtlich im Traume an der Bank saß und neue Reichthümer aufhäufte.

In dem Grade als Angela, von jenem Andenken, wie der Chevalier ihr sonst erschienen, erfasst, befangener, als es ihr unmöglich wurde, jenes liebevolle zutrauliche Wesen, mit dem sie ihm sonst begegnet, beizubehalten, in eben dem Grade kam Mißtrauen in des Chevaliers Seele gegen Angela, deren Befangenheit er jenem Geheimniß zuschrieb, das einst Angela's Gemüthsruhe versetzte und das ihm unenthüllt geblieben. Dieß Mißtrauen gebar Mißbehagen und Unmuth, den er ausließ in allerlei Aeußerungen, die Angela verletzten. In selbstsamer psychischer Wechselwirkung freiste sich in Angela's Innern das Andenken auf an den unglücklichen Duvernet und mit ihm das trostlose Gefühl der auf ewig zerstörten Liebe, die, die schönste Blüthe, aufgeklimmt im jugendlichen Dergen. Immer höher stieg die Verstimmung der Ehegatten, bis es so weit kam, daß der Chevalier sein ganzes einfaches Leben langweilig, abgeschmackt fand und sich mit aller Gewalt hinaussehnte in die Welt.

Des Chevaliers Unstern fing an zu walten. Was inneres Mißbehagen, tiefer Unmuth begannen, vollendete ein verrückter Mensch, der sonst Groupier an des Chevaliers Bank gewesen und der es durch allerlei arglistige Reden dahin brachte, daß der Chevalier sein Beginnen kindisch und lächerlich fand. Er konnte nicht begreifen, wie er eines Weibes halber eine Welt verlassen können, die ihm allein des Lebens werth schien.

Nicht lange dauerte es, so glänzte die reiche Goldbank des Chevalier Menars prächtiger als jemals. Das Glück hatte ihn nicht verlassen, Schlachtopfer auf Schlachtopfer fielen, und Reichthümer wurden aufgehäuft. Aber zerstört, auf furchtbare Weise zerstört war Angela's Glück, das einem kurzen schönen Traum zu verglichen. Der Chevalier behandelte sie mit Gleichgültigkeit, ja mit Verachtung! Oft sah sie ihn Wochen, Monate lang gar nicht, ein alter Hausverweser besorgte die häuslichen Geschäfte, die Dienerschaft wechselte nach der Tante des Chevaliers, so daß Angela selbst im eignen Hause fremd nirgends Trost fand. Oft wenn sie in schlaflosen Nächten vernahm, wie des Chevaliers Wagen vor dem Hause hielt, wie die schwere Cassette heraufgeschleppt wurde, wie der Chevalier mit einhybligen rauen Worten um sich warf und dann die Thüre des entferntesten Zimmers klirrend zugeschlagen wurde, dann brach ein Strom bitterer Thränen aus ihren Augen, im tiefsten herzzerstreichendsten Jammer rief sie hundertmal den Namen Duvernet, flehte, daß die ewige Nacht eben möge ihr elendes gramverfürtetes Leben!

Es geschah, daß ein Jüngling von gutem Hause sich, nachdem er sein ganzes Vermögen an der Bank des Chevaliers verloren, im Spielhause und zwar in demselben Zimmer, wo des Chevaliers Bank etablirt war, eine Angel durch den Kopf jagte, so daß Blut und Hirn die Spieler besprigte, die entsetzt auseinander fuhren. Nur der Chevalier blieb gleichgültig und fragte, als alles sich entfernen wollte, ob es Regel und Sitte wäre eines Karren halber, der keine Conduite im Spiel besessen, die Bank vor der bestimmten Stunde zu verlassen.

Der Vorfall machte großes Aufsehen. Die versuchten abgehärtetsten Spieler waren indignirt von des Chevaliers beispiellosem Betragen. Alles regte sich wider ihn. Die Polizei hob die Bank des Chevaliers auf. Man beschuldigte ihn überdem des falschen Spiels, sein

unerhörtes Glück sprach für die Wahrheit der Anklage. Er konnte sich nicht reinigen, die Geldstrafe, die er erleiden mußte, raubte ihm einen bedeutenden Theil seines Reichthums. Er sah sich beschimpft, verachtet — da kehrte er zurück in die Arme seines Weibes, die er mißhandelt, und die ihn, den Reuigen, gern aufnahm, da das Andenken an den Vater, der auch noch zurückkam von dem wirren Spielereleben, ihr einen Schimmer von Hoffnung aufdämmern ließ, daß des Chevaliers Aenderung nun, da er älter worden, wirklich von Bestand seyn könne.

Der Chevalier verließ mit seiner Gattin Paris und begab sich nach Genua, Angela's Geburtsort.

Hier lebte der Chevalier in der ersten Zeit ziemlich zurückgezogen. Vergebens blieb es aber, jenes Verhältniß der ruhigen Häuslichkeit mit Angela, das sein böser Dämon zerstört hatte, wieder herzustellen. Nicht lange dauerte es, so erwachte sein innerer Unmuth und trieb ihn fort aus dem Hause in rastloser Unstetigkeit. Sein böser Ruf war ihm gefolgt von Paris nach Genua, er durfte es gar nicht wagen, eine Bank zu etabliren, ungeachtet es ihn dazu hintrieb mit unwiderstehlicher Gewalt.

Zu der Zeit hielt ein französischer Obrister, durch bedeutende Wunden zum Kriegsdienst untüchtig geworden, die reichste Bank in Genua. Mit Neid und tiefem Haß im Herzen trat der Chevalier an diese Bank, gedenkend, daß sein gewohntes Glück ihm bald beistehen werde, den Nebenbuhler zu verderben. Der Obrist rief dem Chevalier mit einem lustigen Humor, der ihm sonst gar nicht eigen, zu, daß nun erst das Spiel was werth, da der Chevalier Menars mit seinem Glück hinangetreten, denn jetzt gelte es den Kampf, der allein das Spiel interessant mache.

In der That schlugen dem Chevalier in den ersten Taillen die Karten zu wie sonst. Als er aber vertrauend auf sein unbezwingbares Glück endlich *Va banque* rief, hatte er mit einem Schlage eine bedeutende Summe verloren.

Der Obrist, sonst sich im Glück und Unglück gleich, strich das Geld ein mit allen lebhaften Zeichen der äußersten Freude. Von diesem Augenblick an hatte sich das Glück von dem Chevalier abgewendet ganz und gar.

Er spielte jede Nacht, verlor jede Nacht, bis seine Habe geschmolzen war auf die Summe von ein paar tausend Dukatens, die er noch in Papieren bewahrte.

Den ganzen Tag war der Chevalier umhergelaufen, hatte jene Papiere in baares Geld umgesetzt und kam erst am späten Abend nach Hause. Mit Einbruch der Nacht wollte er, die letzten Goldstücke in der Tasche, fort, da trat ihm Angela, welche wohl ahnte was vorging, in den Weg, warf sich, indem ein Thränenstrom aus ihren Augen stürzte, ihm zu Füßen, beschwor ihn bei der Jungfrau und allen Heiligen abzulassen von bösem Beginnen, sie nicht in Noth und Elend zu stürzen.

Der Chevalier hob sie auf, drückte sie mit schmerzlicher Inbrunst an seine Brust und sprach mit dumpfer Stimme: „Angela, meine süße liebe Angela! es ist nun einmal nicht anders, ich muß thun, was ich nicht zu lassen vermag. Aber morgen — morgen ist all' Deine Sorge aus, denn bei dem ewigen Verhängniß, das über uns waltet, schwör' ich's, ich spiele heut zum letzten Mal! — Sey ruhig, mein holdes Kind — schlaf — träume von glückseligen Tagen, von einem bessern Leben, dem Du entgegen gehst, das wird mir Glück bringen!“

Damit küßte der Chevalier sein Weib und rannte unaufhaltsam von dannen.

Zwei Taillen und der Chevalier hatte alles — alles verloren!

Regungslos blieb er stehen neben dem Obristen und

starrte in dumpfer Sinnlosigkeit hin auf den Spieltisch.

„Ihr pontirt nicht mehr, Chevalier?“ sprach der Obrist, indem er die Karten melirte zur neuen Taille.

„Ich habe alles verloren,“ erwiderte der Chevalier mit gewaltsam erzwungener Ruhe.

„Habt Ihr denn gar nichts mehr?“ fragte der Obrist bei der nächsten Taille.

„Ich bin ein Bettler!“ rief der Chevalier mit vor Wuth und Schmerz zitternder Stimme, immerfort hinstarrend auf den Spieltisch und nicht bemerkend, daß die Spieler immer mehr Vortheil erzielten über den Bankier.

Der Obrist spielte ruhig weiter.

„Ihr habt ja aber ein schönes Weib,“ sprach der Obrist leise, ohne den Chevalier anzusehen, die Karten melirend zur folgenden Taille.

„Was wollt Ihr damit sagen?“ fuhr der Chevalier zornig heraus. Der Obrist zog ab, ohne dem Chevalier zu antworten.

„Zehntausend Dukaten oder — Angela,“ sprach der Obrist halb umgewendet, indem er die Karten coupiren ließ.

„Ihr seyd rasend!“ rief der Chevalier, der nun aber mehr zu sich selbst gekommen, zu gewahren begann, daß der Obrist fortwährend verlor und verlor.

„Zwanzigttausend Dukaten gegen Angela,“ sprach der Obrist leise, indem er mit dem Meliren der Karten einen Augenblick inne hielt.

Der Chevalier schwieg, der Obrist spielte weiter und beinahe alle Karten schlugen den Spielern zu.

„Es gilt,“ sprach der Chevalier dem Obristen ins Ohr, als die neue Taille begann und schob die Dame auf den Spieltisch.

Im nächsten Abzug hatte die Dame verloren.

Zähneknirschend zog sich der Chevalier zurück und lehnte Bergweisung und Tod im bleichen Antlitz sich ins Fenster.

Das Spiel war geendet, mit einem höhnischen: „Nun wie wirds weiter?“ trat der Obrist hin vor den Chevalier.

„Ha,“ rief der Chevalier, ganz außer sich, „Ihr habt mich zum Bettler gemacht, aber wahnsinnig müßt Ihr seyn, Euch einzubilden, daß Ihr mein Weib gewinnen könntet. Sind wir auf den Tafeln, ist mein Weib eine Skavin, schändlicher Willkühr des verruchten Mannes Preis gegeben, daß er sie zu verhandeln, zu verspielen vermag? Aber es ist wahr, zwanzigttausend Dukaten müßt Ihr zahlen, wenn die Dame gewann, und so habe ich das Recht jedes Einspruchs verspielt, wenn mein Weib mich verlassen und Euch folgen will. — Kommt mit mir und verzweifelt, wenn mein Weib mit Abscheu den zurückflößt, dem sie folgen soll als ehelose Maitresse!“

„Bergweiset selbst, Chevalier,“ erwiderte der Obrist höhnlachend, „wenn Angela Euch — Euch, den verruchten Sünder, der sie elend machte, verabscheuen und mit Wonne und Entzücken mir in die Arme stürzen wird — verzweifelt selbst, wenn Ihr erfahrt, daß der Segen der Kirche uns verbunden, daß das Glück unsere schönsten Wünsche krönt! — Ihr nennt mich wahnsinnig! — Ho ho! nur das Recht des Einspruchs wollt ich gewinnen, Euer Weib war mir gewiß! — Ho ho, Chevalier, vernehmt, daß mich, mich Euer Weib, ich weiß es, unaussprechlich liebt — vernehmt, daß ich jener Duvernet bin, des Nachbars Sohn, mit Angela erzogen, in heisser Liebe mit ihr verbunden, den Ihr mit Euern Teufelskünsten vertrieb! — Ach! erst als ich fort mußte in den Krieg, erkannte Angela, was ich ihr war, ich weiß alles. Es war zu spät! — Der finstre Geist gab mir ein, im Spiel könnte ich Euch verderben, deshalb ergab ich mich

dem Spiel — folgte Euch nach Genua — es ist mir gelungen! — Fort nun zu Euerm Weibe!“

Bernichtet stand der Chevalier, von tausend glühenden Wüthen getroffen. Offen lag vor ihm jenes verhängnisvolle Geheimniß, nun erst sah er das volle Maß des Unglücks ein, das er über die arme Angela gebracht.

„Angela, mein Weib, mag entscheiden,“ sprach er mit dumpfer Stimme und folgte dem Obristen, welcher fortflüchte.

Als ins Haus gekommen der Obrist die Kante von Angela's Zimmer erfasste, drängte der Chevalier ihn zurück und sprach: „Mein Weib schläft, wollt Ihr sie aufstören aus süßem Schlafe?“ — „Oh,“ erwiderte der Obrist, „hat Angela wohl jemals gelegen in süßem Schlaf, seit ihr von Euch namenloses Gland bereitet wurde?“

Der Obrist wollte ins Zimmer, da stürzte der Chevalier ihm zu Füßen, und schrie in heller Bergweisung: „Seyd barmherzig! — Laßt mir, den Ihr zum Bettler gemacht, laßt mir mein Weib!“

„So lag der alte Vertua vor Euch, dem geschickten Bösewicht, und vermochte Euer steinhartes Herz nicht zu erweichen, dafür die Rache des Himmels über Euch!“ So sprach der Obrist und schritt aufs neue nach Angela's Zimmer!

Der Chevalier sprang nach der Thür, riß sie auf, stürzte hin zu dem Bette, in dem die Gattin lag, zog die Vorhänge auseinander, rief: „Angela! Angela!“ — beugte sich hin über sie, faßte ihre Hand — bebte im plötzlichen Todeskrampf zusammen, rief dann mit fürchterlicher Stimme: „Schaut hin! — den Leichnam meines Weibes habt Ihr gewonnen!“

Entsetzt trat der Obrist an das Bette — keine Spur des Lebens — Angela war todt — todt.

Da ballte der Obrist die Faust gen Himmel, sprach dumpf auf, stürzte fort. — Man hat nie mehr etwas von ihm vernommen! —

So hatte der Fremde geendet und verließ nun schnell die Bank, ehe der tief erschütterte Baron etwas zu sagen vermochte.

Wenige Tage darauf fand man den Fremden vom Nerven Schlag getroffen in seinem Zimmer. Er blieb sprachlos bis zu seinem Tode, der nach wenigen Stunden erfolgte; seine Papiere zeigten, daß er, der sich Baudaffon schlechtbin nannte, niemand anders gewesen als eben jener unglückliche Chevalier Menars.

Der Baron erkannte die Warnung des Himmels, der ihm, als er eben sich dem Abgrund näherte, den Chevalier Menars in den Weg führte zu seiner Rettung, und gelobte, allen Verlockungen des täuschenden Spielerglücks zu widerstehen.

Bis jetzt hat er getreulich Wort gehalten.

„Sollte man nicht glauben,“ sprach Lothar, als Theodor geendet, „Du verstündest Dich recht ordentlich auf das Spiel, wüßtest selbst wohl gar ein tüchtiger Spieler, dem nur zuweilen die Moral in den Karten schlägt, und doch weiß ich, daß Du keine Karte würdest.“ „So ist es,“ erwiderte Theodor, „und doch noch halb mir bei der Erzählung ein merkwürdiges Ereigniß aus meinem eignen Leben.“ — „Den besten Nachklang des Erzählten,“ nahm Ottmar das Wort, „könntest Du daher wohl tönen lassen, wenn Du uns dieß Ereigniß noch mittheiltest.“

„Ihr wißt,“ begann Theodor, „daß ich mich, um meine Studien zu vollenden, eine Zeitlang in W. bei meinem alten Onkel aufhielt. Ein Freund dieses Onkels fand der Ungleichheit unserer Jahre unerachtet großes Wohlgefallen an mir, und zwar wohl vorzüglich deshalb

weil mich damals eine stets frohe, oft bis zum Muthzwillen steigende Laune besetzte. Der Mann war in der That eine der sonderbarsten Personen, die mir jemals aufgeföhren sind. Kleinlich in allen Angelegenheiten des Lebens, mürrisch, verächtlich, mit großem Hange zum Geiz, war er doch im höchsten Grade empfänglich für jeden Scherz, für jede Ironie. Um mich eines französischen Ausdrucks zu bedienen — der Mann war durchaus amüsant, ohne im mindesten amüsant zu seyn. Dabei trieb er, hoch an Jahren, eine Eitelkeit, die sich vorzüglich in seiner nach den Bedingungen der letzten Mode sorglich gewählten Kleidung ausprägte, beinahe bis zum lächerlichen, und eben diese Lächerlichkeit traf ihn, wenn man sah, wie er im Schweiß seines Angesichts jedem Genuß nachjagte und mit homischer Gier soviel davon auf einmal einzuschnappen strebte, als nur möglich. In lebhaft geben mir in diesem Augenblick zwei drollige Püße dieser Eitelkeit, dieser Genußgier auf, als daß ich sie Euch nicht mittheilen sollte. — Denkt Euch, daß mein Mann, als er während seines Aufenthalts an einem Gebirgsort von einer Gesellschaft, in der sich freilich auch Damen befanden, aufgeföhrt wurde, eine Fußwanderung zu machen, um die nahe liegenden Wasserfälle zu schauen, sich in einen noch gar nicht getragenen seidenen Rock warf mit schönen blinkenden Stahlknöpfen, daß er weißseidene Strümpfe anzog, Schuhe mit Stahlschnallen, und die schönsten Ringe an die Finger steckte. In dem dicksten Tannenwalde, der zu passieren, wurde die Gesellschaft von einem heftigen Gewitter überfallen. Der Regen strömte herab, die Waldbäche schwellen an und draußen in die Wege hinein, und Ihr möget Euch wohl vorstellen, in welchem Zustand mein armer Freund während weniger Augenblicke gerathen war. Es begab sich ferner, daß zur Nachtzeit der Blitz in den Thurm der Dominikaner-Kirche zu G. einschlug. Mein Freund war entzückt über den herrlichen Anblick der Feuerfälle, die sich erhob in den schwarzen Himmel und alles ringsumher magisch beleuchtete, fand aber bald, daß das Tableau erst von einem gewissen Hügel vor der Stadt angeschaut, die gehörige malerische Wirkung thun müsse. Alsbald kleidete er sich so schnell an, als es bei der nie zu verläugnenden Sorglichkeit geschehen konnte, verließ nicht eine Lüte Makrone und ein Gläschen Wein in die Tasche zu stecken, nahm einen schönen Blumenstrauß in die Hand, einen leichten Feldstuhl aber unter den Arm, und wanderte getrost heraus vor das Thor, auf den Hügel. Da setzte er sich hin und betrachtete, indem er bald an den Blumen roch, bald ein Makronchen naschte, bald ein Gläschen Wein nippte, in voller Gemüthlichkeit das malerische Schauspiel. Ueberhaupt war dieser Mann —

„Dalt! halt!“ rief Lothar, „Du wollest uns das Ereigniß erzählen, das Dir bei Deinem Spielerglück half, und kommst nicht los von einem Mann, der eben so possierlich gewesen seyn muß als widerwärtig.“

„Du kannst es mir nicht verdenken,“ erwiderte Theodor, „daß ich bei einer Figur verweilte, die mir eben so lebendig entgegentrat. — Doch zur Sache! — Der Mann, den ich Euch schildert, forderte mich auf, ihn auf einer Reise nach einem Badeort zu begleiten, und unerachtet ich wohl einsah, daß ich seinen Befängiger, Aufseherer, Maitre de plaisir spielen sollte, war es mir doch gelegen, die ansehende Reise durch das Gebirge zu machen, ohne allen Aufwand an Kosten. — An dem Badeort fand damals ein sehr bedeutendes Spiel statt, da die Bank mehrere tausend Friedrichsdor betrug. Mein Mann betrachtete mit gierigem Schmunzeln das aufgehäufte Gold, ging auf und ab im Saal, umkreiste dann wieder näher und näher den Spieltisch, griff in die Tasche, hielt einen Friedrichsdor zwi-

schen den Fingern, steckte ihn wieder ein — genug, ihn gelüftete es nach dem Golde. — Gar zu gern hätte er sich ein Stümchen erpontirt von dem aufgeschütteten Reichthum, und doch mißtraute er seinem Glückstern. Endlich machte er dem drolligen Kampf zwischen Wollen und Fürchten, der ihm Schweißtropfen auspreßte, dadurch ein Ende, daß er mich aufforderte, für ihn zu pontiren und mir zu dem Behuf fünf — sechs Stück Friedrichsdor in die Hand steckte. Erst dann, als er mich versichert, daß er meinem Glück durchaus nicht vertrauen, sondern das Gold, das er mir gegeben, für verloren achten wolle, verstand ich mich zum pontiren. Was ich gar nicht gedacht, das geschah. Mir, dem ungeübten, unerfahrenen Spieler, war das Glück günstig, ich gewann in kurzer Zeit für meinen Freund etwa dreißig Stück Friedrichsdor, die er sehr vergnügt einsteckte. Am andern Abend bat er mich wiederum, für ihn zu pontiren. Bis zur heutigen Stunde weiß ich aber nicht, wie es mir herausfuhr, daß ich nun mein Glück für mich selbst versuchen wolle. Nicht in den Sinn war es mir gekommen, zu spielen, vielmehr stand ich eben im Begriff, aus dem Saal ins Freie zu laufen, als mein Freund mich anging mit seiner Bitte. Erst, als ich erkläre, heute für mich selbst zu pontiren, trat ich auch entschlossen an die Bank und holte aus der engen Tasche meines Gürtels, die beiden einzigen Friedrichsdor hervor, die ich besaß. War mir das Glück gestern günstig, so schien es heute, als sey ein mächtiger Geist mit mir im Bunde, der dem Zufall gebiete. Ich mochte Karten nehmen, pontiren, biegen wie ich wollte, kein Blatt schlug mir um, kurz — mir geschah ganz dasselbe, was ich von dem Baron Siegfried gleich im Ansfange meines Spielerglücks erzählt. — Mir taumelten die Sinne; oft wenn mir neues Gold zufrönte, war es mir, als läg' ich im Traum und würde nun gleich, indem ich das Gold einzustecken gewöhnt, erwachen. — Mit dem Schlage zwei Uhr wurde wie gewöhnlich das Spiel geendet. — In dem Augenblicke, als ich den Saal verlassen wollte, faßte mich ein alter Offizier bei der Schulter und sprach, mich mit ernstem strengen Blick durchbohrend: Junger Mann! verstanden Sie es, so hätten Sie die Bank gesprengt. Aber wenn Sie das verstehen werden, wird Sie auch wohl der Teufel holen wie alle übrigen. Damit verließ er mich, ohne abzuwarten, was ich wohl darauf erwidern werde. Der Morgen war schon heraufgedämmert, als ich auf mein Zimmer kam und aus allen Taschen das Gold ausschüttete auf den Tisch. — Denkt Euch die Empfindung eines Jünglings, der in voller Abhängigkeit auf ein kärgliches Taschengeld beschränkt ist, das er zu seinem Vergnügen verwenden darf, und der plötzlich wie durch einen Zauberschlag sich in dem Besiz einer Summe befindet, die bedeutend genug ist, um wenigstens von ihm in dem Augenblicke für einen großen Reichthum gehalten zu werden! — Indem ich aber nun den Goldhaufen anschaute, wurde plötzlich mein ganzes Gemüth von einer Bangigkeit, von einer seltsamen Angst erfaßt, die mir kalten Todeschweiß auspreßte. Die Worte des alten Offiziers gingen mir nun erst auf in der entsezlichsten Bedeutung. Mir war es, als sey das Gold, das auf dem Tische blinkte, das Handgeld, womit die finstere Macht meine Seele erkaufte, die nun nicht mehr dem Verderben entrinnen könne. Meines Lebens Blüthe schien mir angenagt von einem giftigen Wurm, und ich gerieth in vernichtende Trostlosigkeit. — Da flammte das Morgenroth höher auf hinter den Bergen, ich legte mich ins Fenster, ich schaute mit inbrünstiger Sehnsucht der Nacht fliehen mußten, vor der die finstern Geister der Nacht fliehen mußten. So wie nun Flur und Wald aufleuchteten in den goldnen Strahlen, wurd' es auch wieder Tag in meiner Seele.

Wir kam das beseligende Gefühl der Kraft jeder Verlockung zu widerstehen und mein Leben zu bewahren vor jenem dämonischen Treiben, in dem es, sey es wie und wenn es wolle, rettungslos untergeht! — Ich gelobte mir selbst auf das heiligste, nie mehr eine Karte zu berühren, und habe dies Gelübde streng gehalten. — Der erste Gebrauch, den ich übrigens von meinem reichen Gewinnst machte, bestand darin, daß ich mich von meinem Freunde zu seinem nicht geringen Erstaunen trennte, und jene Reise nach Dresden, Prag und Wien unternahm, von der ich Euch schon oft erzähle."

„Woh! kann ich es mir denken,“ nahm Sylvester das Wort, „welchen Eindruck das unerwartete zweideutige Glück auf Dein jugendliches Gemüth machen mußte. Daß Du der Verlockung widerstandest, daß Du eben in jenem Glück die bedrohliche Gefahr erkanntest, es bringt Dir Ehre, aber verzeih, Deine eigene Erzählung, die Art wie Du darin die wahren Spieler sehr richtig charakterisirt hast, muß Dir selbst darthun, daß Du doch niemals den eigentlichen Sinn fürs Spiel in Dir getragen, da Dir sonst die bewiesene Tapferkeit sehr schwer, vielleicht unmöglich geworden. — Vinzenz, der sich, wie ich glaube, von uns allen noch am besten auf das Spiel versteht, wird mir darin bestimmen.“

„Was,“ erwiderte Vinzenz, „mich betrifft, so habe ich gar nicht einmal recht darauf gehört, was Theodor von seinem Glück am Spieltisch erzählt hat, denn ich denke immer nur an den höchst vortrefflichen Mann, der in seidenen Strümpfen durch die Berge streicht, und mit Wein, Maktren und Blumen Feuersbrünste betrachtet wie schöne Gemälde. — In der That, ich war froh aus dem schauerlichen Hintergrunde unserer heutigen Erzählungen doch einmal eine ergötzliche Gestalt hervorspringen zu sehen, und hätte gewünscht, den Mann als Helden irgend eines drolligen Schauspiels zu erblicken.“

„Komme,“ sprach Vorhar, „uns denn nicht das Bild des vortrefflichen Mannes genügen? — Ueberhaupt sollten wir Serapionsbrüder es uns vergönnen, einander einzelne Charaktere, wie sie uns wohl im Leben vorkamen, aufzustellen zur gemeinsamen Ergötzlichkeit und Erholung von der den Sinn anstrengenden Erzählung.“

„Guter Vorschlag,“ nahm Vinzenz das Wort, „dem ich ganz beipflichte. Diese einzelnen hingeworfenen Zeichnungen mögen als Studium betrachtet werden zu größeren Gemälden, die denn jeder herauspinseln kann nach seiner Art und Weise. Auch mögen sie als milde Beiträge gelten zur gemeinsamen Serapions-Kantasse-Kasse. Und damit Ihr einseht, wie ernstlich ich es mit diesen Beiträgen meine, will ich nur gleich vorfahren mit einem gar närrischen Kauz, den ich auf meiner Reise durch das südlüche Deutschland traf. Es begab sich, daß ich während meines Aufenthalts in B. durch ein nahegelegenes Wäldchen lustwandeln auf eine Anzahl Bauern stieß, die beschäftigt waren ein dichtes Gestrüpp zu durchhauen und den Bäumen von beiden Seiten die Kesse wegzufügen. Ich weiß selbst nicht, warum ich eben fragte, ob hier etwa ein neuer Weg angelegt werden solle, da lachten aber die Leute und meinten: ich möge nur meinen Weg weiter verfolgen, vor dem Walde auf einer Anhöhe stehe ein Herr, der würde mir Bescheid geben. Wirklich stieß ich auf einen kleinen ältlichen Mann blaffen Antlitzes, im Oberrock, eine Reismütze auf dem Kopf, einen Büchsenfaß umgeschmalt, der durch ein Fernrohr unverwandt nach dem Orte hindlickte, wo die Leute arbeiteten. So wie er meine Nähe wahrte, schob er schnell das Fernrohr zusammen und fragte hastig: Sie kommen aus dem Walde, mein Herr, wie steht es mit der Arbeit? — Ich berichtete, was ich gesehen. Das ist gut, sprach er, das ist gut. Schon seit drei Uhr Morgens (es mochte etwa sechs Uhr Abends seyn) stehe ich hier und glaube schon,

die Kesse, die ich doch theuer genug bezahle, würden mich im Stiche lassen. Aber nun hoffe ich, daß sich die Kesse noch im rechten Augenblick öffnen wird. Er schob das Fernrohr auseinander und schaute wiederum unverwandt hin nach dem Walde. Ein paar Minuten währte es, bis ein starkes Buschwerk nieder, und wie auf einen Zauberbeschluss öffnete sich die Durchsicht nach dem fernem Hügel und den Ruinen eines Bergschlosses, die im Glanz der Abendsonne wirklich einen herrlichen magischen Anblick gewährten. — In einzelnen abgedrohenen Lauten gab der Mann sein höchstes Entzücken zu erkennen. Nachdem er aber sich ungefähr eine starke Viertelstunde an der Aussicht geweidet, streckte er das Fernrohr ein und ließ ohne mich zu grüßen, ohne meiner im mindesten zu achten, hastig als wolle er gefährlichen Verfolgern entkommen, von dannen. — Später sagte man mir, der Mann sey niemand anders gewesen als der Baron von B., einer der wunderlichsten Kauze, der sich wie der bekannte Baron Grotthuis schon seit mehreren Jahren auf einer ununterbrochenen Fußwanderung befinde, und mit einer Art von Wuth Jagd mache auf schöne Ausblicke. Komme er nun in eine Gegend, wo er, um sich solche schöne Ausblicke zu verschaffen, es für nöthig halte, Blume fällen, einen Wald durchhauen zu lassen, so schreie er keine Kosten, sich mit dem Eigenthümer abzufinden und Arbeiter zu bezahlen. — Ja er habe es schon einmal mit aller Gewalt durchsetzen wollen, einen ganzen Weidwerk, der seiner Meinung nach die Gegend verunstaltete und die ferne Aussicht gekemmt, niederbrennen zu lassen, welches ihm denn freilich nicht gelungen. Habe er aber wirklich seinen Zweck erreicht, so schreie er höchstens eine halbe Stunde in die Gegend hinein, laufe aber dann unaufhaltsam weiter und komme niemals mehr wieder an denselben Ort. —

Die Freunde waren darin einig, daß nichts so toll und wunderbarlich zu ersinnen, als was sich von selbst im Leben darbiete. „Recht artig,“ nahm Epprian das Wort, „und hübsch ist es aber doch, daß ich den beiden wunderlichen Leuten noch einen dritten Mann hinzugefügen vermag, von dem ich vor einiger Zeit Kunde erhielt durch einen uns allen hinlänglich bekannten Virtuosen. Mein dritter Mann ist kein anderer als der Baron von B., der sich in den Jahren 1789 oder 1790 in Berlin aufhielt und offenbar zu den seltsamsten, merkwürdigsten Erscheinungen gehörte, die es jemals in der musikalischen Welt gegeben. — Ich werde der näheren Lebensigkeit halber in der ersten Person erzählen, als sey ich selbst der Virtuose, dem alles geschähe, und hoffe, daß mein würdiger Serapionsbruder Theodor es nicht übel deuten wird, wenn ich ganz in sein Gebiet einzustreifen genöthigt bin.“

„Ich war damals,“ (so erzählte der Virtuose) „als der Baron von B. sich in Berlin befand, noch sehr jung, kaum sechzehn Jahr alt und im eifrigsten Studium meines Instruments begriffen, dem ich mich mit ganzer Seele und aller Kraft, wie sie nur in mir lebte, hingab. Der Concertmeister Haal, mein würdiger, aber sehr strenger Lehrer, wurde immer zufriedener und zufriedener mit mir. Er rühmte die Fertigkeit meines Strichs, die Reinheit meiner Intonation, er ließ mich endlich in der Oper, ja sogar in den königlichen Kammerconcerten mitgeigen. Bei dieser Gelegenheit hörte ich erst, daß Haal mit dem jüngern Dupont, mit Ritter und anderen großen Meistern aus der Kapelle von den musikalischen Unterhaltungen sprach, die der Baron von B. in seinem Hause mit Einsicht und Geschmack anordnete, so daß der König selbst nicht verschmähe, öfters daran Theil zu nehmen. Sie erwähnten der herrlichen Compositionen alter, beinahe vergessener Meister, die man sonst nirgends zu hören bekomme, als bei dem Baron

von B., der, was vorzüglich Musik für die Geige betreffs, wohl die vollständigste Sammlung von Compositionen jeder Art aus der ältesten bis zur neuesten Zeit, besitze, die irgendwo zu finden. Sie kamen dann auf die splendide Bewirthung in dem Hause des Barons, auf die würdige Art, auf die ungläubliche Liberalität, mit der der Baron die Künstler behandle, und waren zuletzt darin ganz einig, daß der Baron in Wahrheit ein leuchtender Stern zu nennen, der an dem musikalischen Himmel von Berlin aufgegangen.

Alles dieses machte meine Neugierde rege, noch mehr spannte es mich aber, wenn dann in solchem Gespräch die Meister näher zusammentraten, und ich in dem geheimnißvollen Geflüster nur den Namen des Barons unterscheidend und aus einzelnen abgebrochenen Worten errathen konnte, daß vom Unterricht in der Musik — von Stimmangeben die Rede. Es schien mir, als wenn dann vorzüglich auf Duponts Gesicht ein sarkastisches Lächeln rege würde, und als wenn alle mit irgend einer Aektrei wider den Concertmeister zu Felde zögen, der seiner Seite sich nur schwach vertheidigend, auch das Nachen kaum unterdrücken konnte, bis er zuletzt sich schnell wendend und die Geige ergreifend zum Einstimmen laut rief: Es ist und bleibt doch ein herrlicher Mann!

Ich konnte es nicht lassen: der Gefahr unerachtet auf ziemlich derbe Weise abgefertigt zu werden, bat ich den Concertmeister, mich doch, wenns nur irgend möglich, bei dem Baron von B. einzuführen und mich mitzunehmen in seine Concerte.

Haak moas mich mit großen Augen, ich fürchtete schon ein kleines Donnerwetter werde losbrechen, statt dessen ging jedoch sein Ernst in ein seltsames Lächeln über und er sprach: „Nun! — Du magst wohl Recht haben mit Deiner Bitte, Du kannst viel lernen bei dem Baron. Ich will mit ihm von Dir reden und glaube wohl, daß er Dir den Zutritt verstaten wird, da er gar gern es mit jungen Jünglingen der Musik zu thun hat.“

Nicht lange darauf hatte ich eben mit Haak einige sehr schwere Violinbuckten gespielt. Da sprach er, die Geige aus der Hand legend: „Nun Carl, heute Abend ziehe Deinen Sonntagsrock an und feidene Strümpfe. Komm' dann zu mir, wir wollen zusammen hingehen zum Baron von B. Es sind nur wenige Leute da und das giebt gute Gelegenheit, Dich vorzustellen.“ — Das Herz bebte mir vor Freude, denn ich hoffte, selbst wußt ich nicht warum, Außerordentliches, Unerhörtes zu erfahren.

Wir gingen hin. Der Baron, ein nicht zu großer Mann, hoch in den Jahren, im altfränkisch buntgestickten Gallatkeide kam uns, als wir in das Zimmer traten, entgegen und schüttelte meinem Lehrer treuherzig die Hand.

Wie hatt' ich bei dem Anblick irgend eines vornehmen Mannes mehr wahre Ehrfurcht, mehr inneres wohlthuendes Hineigen empfunden. Auf dem Gesicht des Barons lag der volle Ausdruck der herzlichsten Gutmüthigkeit, während aus seinen Augen jenes dunkle Feuer blühte, das so oft den von der Kunst wahrhaft durchdrungenen Künstler verräth. Alle Scheu, mit der ich sonst wohl als ein unerfahrener Jüngling zu kämpfen hatte, wich im Augenblick von mir.

„Wie geht es Euch“, begann der Baron mit heller wohlklingender Stimme, „mein guter Haak, habt Ihr wohl mein Concert wacker geübt? — Nun! — wir werden ja morgen hören! — Ha! das ist wohl der junge Mensch, der kleine wackre Virtuose, von dem Ihr mit mir sprach?“

Ich schlug beschämt die Augen nieder, ich fühlte, daß ich über und über erröthete.

Haak nannte meinen Namen, rühmte meine Anlagen, so wie die schnellen Fortschritte, die ich in kurzer Zeit gemacht.

„Also“, wandte sich der Baron zu mir, „die Geige hast Du zu Deinem Instrument gewählt, mein Söhnchen? — Hast Du auch wohl bedacht, daß die Geige das allerschwerste Instrument ist, das jemals erfunden? ja, daß dieß Instrument, in dürftig scheinender Einfachheit den lippigsten Reichthum des Tons verschließend, ein wunderbares Geheimniß ist, das sich nur wenigen, von der Natur besonders dazu ausersehenen, Menschen erschließt? Weist Du gewiß, sagt es Dir Dein Geist mit Bestimmtheit, daß Du Herr werden wirst des wunderbaren Geheimnisses? — Das haben schon viele geglaubt und sind erbärmliche Stümper geblieben ihr Lebenlang. Ich wollte nicht, mein Söhnchen, daß Du die Anzahl dieser Misserablen vermehrest. — Nun: Du magst immerhin mir etwas vorspielen, ich werde Dir dann sagen, wie es mit Dir steht und Du wirst meinem Rath folgen. Es kann Dir so gehen, wie dem Carl Stamis, der Wunder glaubte, was für ein entsetzlicher Virtuoso auf der Violine aus ihm werden würde. Als ich dem das Verständniß eröffnet, war er geschwinde, geschwinde die Geige hinter den Ofen, nahm dafür Bratsche und Viol d'Amour zur Hand und that wohl daran. Auf diesen Instrumenten konnte er herumgreifen mit seinen breitgespannten Fingern und spielte ganz passabel. Nun — ich werde Dich hören, mein Söhnchen!“

Ueber diese erste, etwas besondere Anrede des Barons mußte ich wohl betreten werden. Seine Worte drangen mir tief in die Seele und ich fühlte mit innerm Unmuth, daß ich, trotz meines Enthusiasmus vielleicht, indem ich mein Leben dem schwersten, geheimnißvollsten aller Instrumente zugewandt, ein Wagesstück unternommen, dem ich gar nicht gewachsen.

Man schickte nun sich an, die drei neuen Quartetten von Haydn, welche damals gerade im Stich erschienen, durchzuspielen.

Mein Meister nahm die Geige aus dem Kasten; kaum strich er aber Stimmens halber die Saiten an, als der Baron sich beide Ohren mit den Händen zubehlt und wie außer sich schrie: „Haak, Haak! — ich bitte Euch um Gotteswillen, wie könnt Ihr nur mit Eurer erbärmlichen schnarrenden, knarrenden Strohsiedel Euer ganzes Spiel verderben!“

Nun hatte aber der Concertmeister eine der allerherrlichsten Geigen, die ich jemals gesehen und gehört, einen ächten Antonio Stradivari, und nichts konnte ihn mehr entzücken, als wenn irgend jemand seinem Viebling nicht die gehörige Ehre erwies. Wie nahm es mich daher Wunder, als er lächelnd sogleich die Geige wieder einschloß. Er mochte schon wissen, wie es sich nun zutragen würde. Er zog eben den Schlüssel aus dem Schlosse des Violinkastens, als der Baron, der sich aus dem Zimmer entfernt, wieder eintrat, einen mit scharlachrothem Sammt und goldnen Tressen überzogenen Kasten auf beiden Armen, wie ein Hochzeits-Carmen, oder einen Täufling vor sich hertragend.

„Ich will“, rief er, „Euch eine Ehre anthun, Haak! Ihr sollt heute auf meiner ältesten schönsten Violine spielen. Es ist ein wahrhafter Granuelo und gegen den alten Meister ist sein Schüler, Euer Stradivari, nur ein Lump. Tartini mochte auf keinen andern Geigen spielen, als auf Granuelo's. Nehmt Euch nur zusammen, damit der Granuelo sich willig finden läßt, alle seine Pracht aus dem Innern heraus aufzutun.“

Der Baron öffnete den Kasten und ich erblickte ein Instrument, dessen Form von hohem Alter zeugte. Daneben lag aber solch ein ganz wunderlicher Bogen, der

mit seiner übermäßigen Krümmung mehr dazu geeignet schien, Pfeile darauf abzuschließen, als damit zu geigen. Der Baron nahm mit feierlicher Behutsamkeit das Instrument aus dem Kasten und reichte es dem Concertmeister hin, der es eben so feierlich in die Hände nahm.

„Den Bogen,“ sprach der Baron, indem er anmuthig lächelnd den Meister auf die Schulter klopfte, geb' ich Euch nicht, denn den versteht Ihr doch nun einmal nicht zu führen, und werdet daher auch in Eurem Leben zu keiner erdentlichen wahren Strichart gelangen.“

„Solchen Bogen,“ fuhr der Baron fort, den Bogen herausnehmend und ihn mit glänzendem verklärten Blick betrachtend, „solchen Bogen führte der große unsterbliche Tartini und nach ihm giebt es auf der ganzen weiten Erde nur noch zwei seiner Schüler, denen es glückte, in das Geheimniß jener markigten, tonvollen, das ganze Gemüth ergreifenden Strichart zu bringen, die nur mit einem solchen Bogen möglich. Der eine ist Barbini, jetzt ein siebzehnjähriger Greis, nur noch innerer Musik mächtig, der andere, wie Sie, meine Herren, wohl schon wissen werden, bin ich selbst. Ich bin also nun der einzige, in dem die Kunst des wahrhaften Violinspielers fortlebt, und an meinen eifrigen Bestrebungen fehlt es gewiß nicht, jene Kunst, die in Tartini ihren Schöpfer fand, fortzupflanzen. — Doch! — fangen wir an, meine Herren!“

Die Haydn'schen Quartetten wurden nun durchgespielt und, wie man es wohl denken kann, mit solch hoher Vollkommenheit, daß gar nichts zu wünschen übrig blieb.

Der Baron saß da, mit geschlossenen Augen sich hin und herwiegend. Dann sprang er auf, schritt näher heran an die Spieler, kuckte in die Notenblätter mit gerunzelter Stirn, dann trat er leise, leise wieder zurück, ließ sich nieder auf den Stuhl, stützte den Kopf in die Hand — stöhnte — ächzte! — „halt!“ rief er plötzlich bei irgend einer gefangreichen Stelle im Adagio! — „bei den Göttern, das war Tartinischer Gesang, aber Ihr habt ihn nicht verstanden. Noch einmal bit' ich!“

Und die Meister wiederholten lächelnd die Stelle mit gezogeterem Strich, und der Baron schluchzte und weinte wie ein Kind! —

Als die Quartetten geendigt, sprach der Baron: „Ein göttlicher Mensch, der Haydn, er weiß das Gemüth zu ergreifen, aber für die Violine versteht er nicht zu schreiben. Er will das vielleicht auch gar nicht, denn thät' er es wirklich und schriebe' er in der einzigen wahren Manier, wie Tartini, so würdet Ihr es doch nicht spielen können.“ —

Nun mußte ich einige Variationen vortragen, die Haak für mich aufgesetzt. —

Der Baron stellte sich dicht neben mir hin und schaute in die Noten. Man kann denken, mit welcher Belohnung ich, den strengen Kritiker zur Seite, begann. Doch bald riß mich ein tüchtiger Allegrofaß ganz hin. Ich vergaß den Baron und vermochte mich frei zu bewegen in dem Kreise aller Kraft, die mir damals zu Gebote stand.

Als ich geendet, klopfte mir der Baron auf die Achsel und sprach lächelnd: „Du kannst bei der Violine bleiben, Söhnchen, aber von Strich und Vortrag verstoßst Du noch gar nichts, welches wohl daher kommen mag, daß es Dir bis jetzt an einem tüchtigen Lehrer gemangelt.“ —

Man ging zu Tische. In einem andern Zimmer war ein Mahl bereitet, das, besonders Rücksichts der mannigfachen feinen Weine, die gespendet wurden, beinahe schwelgerisch zu nennen. Die Meister ließen sich es wacker schmecken. Das Gespräch, immer heller und heller aufsteigend, betraf ausschließlich die Musik. Der Baron

entwickelte einen Schatz der herrlichsten Kenntnisse. Sein Urtheil, scharf und durchgreifend, zeigte nicht nur den gebildetsten Kenner, nein, den vollendeten, geistreichen, geschmackvollen Künstler selbst. Vorzüglich merkwürdig war mir die Gallerie der Violinspieler, die er aufstellte. — So viel ich davon noch weiß, weiß ich zusammenfassen.

„Corelli“ (so sprach der Baron), „bahnte zuerst den Weg. Seine Compositionen können nur auf Tartinische Weise gespielt werden, und das ist hinlänglich, zu be weisen, wie er das Wesen des Violinspielens erfaßte. Paganini ist ein passabler Geiger. Er hat Ton und viel Verstand, doch ist sein Strich zu weichlich bei ziemlichem Appoggiamento. Was hatte man mir alles von Gemianini gesagt! Als ich ihn vor dreißig Jahren zum letztenmal in Paris hörte, spielte er wie ein Nachtvogel, der im Traume herumfliegt, und es wurde ihm selbst zu Muthe, als läg' man im Traume. Keine tempo rabato ohne Styl und Haltung. Das verdammte ewige tempo rabato verdriest die besten Geiger, denn sie vernachlässigen darüber den Strich. Ich spielte ihm meine Sonaten vor, er sah seinen Jacthüm ein und wollte Unterricht bei mir nehmen, mag ich mich willig verstand. Doch der Knabe war schon so vertieft in seine Methode, zu alt darüber worden. Er zählte damals ein und neunzig Jahre. — Gott möge es dem Giardini verzeihen und es ihm nicht entgelten lassen in der Ewigkeit, aber er war es, der zuerst den Licht vom Baume der Erkenntniß fraß und alle nachfolgenden Violinspieler zu sündigen Menschen machte. Er ist der erste Schwelger und Schnöckler. Er ist nur bedacht auf die linke Hand und auf die springfertigen Finger, und weiß nichts davon, daß die Seele des Gesanges in der rechten Hand liegt, daß in ihren Pulsen alle Empfindungen, wie sie in der Brust erwacht sind, alle Herzschläge ausströmen. Jedem Schnöckler winisch' ich einen raschen Sommel zur Seite, der ihn aus seinem Wahnsinn weckt durch eine tüchtige Ohrpeise, wie es denn Jomelli wirklich that, als Giardini in seiner Gegenwart einen herrlichen Gesang verdarb durch seine Sprünge, Luft, närrische Triller und Morbenten. Ganz verrückt gehalten sich Colli. Der Kerl ist ein fataler Lustspinn, kann kein Adagio spielen und seine Fertigkeit ist alles das, weshalb ihn unwissende Maulaufsperrer ohne Gefühl und Verstand bewundern. Ich sage es, mit Barbini und mir stirbt die wahrhafte Kunst der Geiger aus. Der junge Biotti ist ein herrlicher Mensch voll Anlagen. Was er weiß, hat er mir zu verdanken, denn er war mein fleißiger Schüler. Doch was hilft! Keine Ausübung, keine Geduld! — Er lief mir aus der Schule. Der Kreuzer hoff' ich noch anzuziehen. Er hat meinen Unterricht fleißig genügt und wird ihn nützen, wenn ich zurückgekehrt seyn werde nach Paris. Mein Concert, das Ihr jetzt mit mir einübt, Haak, spielte er neulich gar nicht übel. Doch zu meinem Bogen fehlt ihm immer noch die Faust. Der Giarnovich soll mir nicht mehr über die Schwelle, das ist ein unverständiger Hafensfuß, der sich erfrecht, über den großen Tartini, über den Meister aller Meister, die Nase zu rümpfen und meinen Unterricht zu verschmähen. — Mich soll nur verlangen, was aus dem Knaben, aus dem Rhode, werden wird, wenn er meinen Unterricht genossen. Er verspricht viel und es ist möglich, daß er Herr wird meines Bogens.“

„Er ist“ (der Baron wandte sich zu mir), „in diesem Alter, mein Söhnchen, aber ernstlicher, tiefstimmiger Natur. — Du scheinst mir, nimm's nicht übel, ein tüchtiger Springensfeld zu seyn. — Nun, das giebt sich. — Was Euch, mein lieber Haak, hoffe ich nun gar viel! Bedenkt ich Euch unterrichte, seyd Ihr schon ein ganz anderer worden. Fahrt nur fort in Eurem rastlosen Eifer und

Kleiß, und versäumt ja keine Stunde: Ihr wißt, daß mich das ärgert.“

Ich war erstarrt vor Verwunderung über alles das, was ich gehört. Nicht die Zeit konnte ich erwarten, den Concertmeister zu fragen, ob es denn wahr sey, ob denn der Baron wirklich die größten Violinisten seiner Zeit ausgebildet, ob er, der Meister selbst, denn wirklich Unterricht nehme bei ihm!

Allerdings, erwiderte Haak, versäume er nicht, den wohlthätigen Unterricht zu genießen, den ihm der Baron angeboten, und ich würde sehr wohl thun, an einem guten Morgen zu ihm hinzugehen und ihn anzusehen, daß er auch mich seines Unterrichts würdige.

Auf alles, was ich noch sonst auf den Baron und über sein Kunsttalent erfragen wollte, ließ Haak sich gar nicht ein, sondern wiederholte nur, daß ich thun möge, was er mir geheißen und das übrige denn wohl erfahren werde.

Mir entging das seltsame Lächeln nicht, das dabei Haaks Gesicht überflog, und das, ohne den Grund davon nur zu ahnen, meine Neugier im höchsten Grade reizte.

Als ich denn nun gar demüthig dem Baron meinen Wunsch vortrug, als ich versicherte, daß der regste Eifer, ja der glühendste Enthusiasmus mich befehle für meine Kunst, sah er mich erst starr an, bald aber gewann sein ernsther Blick den Ausdruck der wohlthätigsten Gemüthslichkeit. „Söhnchen, Söhnchen,“ sprach er, „daß Du Dich an mich, an den einzigen Violinisten, den es noch giebt, wendest, das beweiset, wie in Dir der ächte Künstlertrieb rege worden, wie in Deiner Seele das Ideal des wahrhaftigen Violinisten aufgegangen. Wie gern wollt' ich Dir aufhelfen, aber wo Zeit hernehmen, wo Zeit hernehmen! — Der Haak macht mir viel zu schaffen, und da ist jetzt der junge Mensch hier, der Durand, der will sich öffentlich hören lassen, und hat wohl eingesehen, daß das ganz und gar nicht angeht, bevor er nicht bei mir einen tüchtigen Curfus gemacht. — Nun! — warte, warte — zwischen Frühstück und Mittag, oder beim Frühstück — ja, da hab' ich noch eine Stunde übrig! — Söhnchen, komme zu mir Punkt zwölf Uhr alle Tage, da geige ich mit Dir bis ein Uhr; dann kommt Durand!“

Sie können sich vorstellen, wie ich schon andern Tages um die bestimmte Stunde hineilte zum Baron mit klopfendem Herzen.

Er sitz nicht, daß ich auch nur einen einzigen Ton anschräg auf meiner Geige, die ich mitgebracht. Er gab mir ein uraltes Instrument von Antonio Amati in die Hände. Nie hatte ich auf einer solchen Geige gespielt. Der himmlische Ton, der den Saiten entquoll, begeisterte mich. Ich verlor mich in kunstreichen Passagen, ließ den Strom der Töne stärker aufsteigen in brausenden Wellen, verzaubern in murmelndem Geplätscher! — Ich glaube, ich spielte ganz gut, besser als manchmal nachher. Der Baron schüttelte unmutig den Kopf und sprach, als ich endlich nachließ: „Söhnchen, Söhnchen, das mußt Du alles vergessen. Fürs erste hältst Du den Bogen ganz miserabel.“ — Er wies mir praktisch, wie man nach Tartini's Art den Bogen halten müßte. Ich glaubte auf diese Weise keinen Ton herausbringen zu können. Doch nicht gering war mein Ersinnen, als ich, auf Geheiß des Barons meine Passagen wiederholend, in einigen Sekunden den großen Vortheil einsah, den mir die Art den Bogen zu führen gewährte.

„Nun,“ sprach der Baron, „wollen wir den Unterricht beginnen. Streiche, mein Söhnchen, einmal das einschrägige an und halte den Ton aus, so lange Du kannst. Spare den Bogen, spare den Bogen. Was der

Atthem dem Sänger, das ist der Bogen dem Violinisten.“

Ich that wie mir geheißen, und freute mich selbst, daß es mir glückte, den Ton kraftvoll herauszuziehen, ihn vom Pianissimo zum Fortissimo steigen und wieder abnehmen zu lassen mit gar langem, langem Bogen. „Siehst Du wohl, Söhnchen!“ rief der Baron, „schöne Passagen kannst Du machen, Läufe, Sprünge und neuartige, einfältige Triller und Zierathen, aber keinen Ton ordentlich aushalten, wie es sich ziemt. Nun will ich Dir zeigen, was es heißt, den Ton aushalten auf der Geige!“ — Er nahm mir das Instrument aus der Hand, setzte den Bogen dicht am Frosch an! — Nein! — hier fehlen mir wahrlich die Worte, es auszusprechen, wie es sich nun begab.

Dicht am Stege rutschte er mit dem zitternden Bogen hinauf, schnarrend, pfeifend, quäkend, miauend — der Ton war dem zu vergleichen, wenn ein altes Weib, die Brille auf der Nase, sich abquält, den Ton irgend eines Liedes zu fassen.

Und dabei schaute er himmelwärts, wie in seliger Verzückung, und als er endlich aufhörte, mit dem Bogen auf den Saiten hin und her zu fahren und das Instrument aus der Hand legte, glänzten ihm die Augen und er sprach tief bewegt: „Das ist Ton — das ist Ton!“

Mir war ganz wunderbar zu Muth. Wollte sich auch der innere Trieb zum Lachen regen, so verschwand er wieder bei dem Anblick des ehrwürdigen Antlitzes, das die Begeisterung verklärte. Und dabei wirkte überdem das Ganze auf mich wie ein unheimlicher Spuk, so daß ich meine Brust bewegt fühlte und kein Wort herauszubringen vermochte.

„Nicht wahr,“ begann der Baron, „mein Söhnchen, das ging hinein in Dein Inneres, das stelltest Du Dir nicht vor, daß solche zauberische Gewalt hinauf beschworen werden könne aus dem kleinen Dinge da mit vier armseligen Saiten? Nun — trinke, trinke, mein Söhnchen!“

Der Baron schenkte mir ein Glas Madera ein. Ich mußte trinken und von dem Bachwerk genießen, das auf dem Tische stand. In dem Augenblick schlug es ein Uhr.

„Für heute mag's genug seyn,“ rief der Baron, „geh, geh, mein Söhnchen, komme bald wieder. — Da! — nimm, nimm!“

Der Baron steckte mir ein Papierchen zu, in dem ich einen blanken, schön geränderten, holländischen Dukaten fand.

Ganz bestürzt rannte ich hin zum Concertmeister und erzählte ihm, wie sich alles begeben. Der lachte aber laut auf und rief: „Siehst Du nun wohl, wie es mit unserm Baron beschaffen und mit seinem Unterricht? — Dich hält er für einen Anfänger, deshalb erhältst Du nur einen Dukaten für die Stunde. So wie, nach des Barons Idee, die Meisterschaft steigt, erhöht er auch das Honorar. Ich bekomme jetzt einen Louis, und Durand, wenn ich nicht irre, gar zwei Dukaten.“

Nicht umhin konnte ich zu äußern, daß es doch ein eignes Ding sey, den guten alten Baron auf diese Weise zu mystifiziren, und ihm die Dukaten aus der Tasche zu ziehen.

„Du mußt wissen,“ erwiderte der Concertmeister, „daß des Barons ganze Glückseligkeit darin besteht, auf die Weise, die Du nun kennst, Unterricht zu geben; daß er mich und andere Meister, wollten sie seinen Unterricht verschmähen, in der ganzen Welt, für die er kompetenter Kunsttrichter ist und bleibt, als erbärmliche, unwissende Stümper ausschreien würde, daß endlich, den Wahn des Violinisten abgerechnet, der Baron ein Mann ist, dessen Kunstverständiges Urtheil auch

den Meister über manches zu seinem großen Nutzen aufklären kann. Urtheile nun selbst, ob ich Unrecht thue, mich trotz seiner Eberheit an ihn zu halten und mir zuweilen meinen Louis zu holen. — Besuche ihn fleißig, höre nicht auf die alberne Gaukelei des Wahnsinnigen, sondern nur auf die verständigen Worte des mit dem innern Sinn die Kunst beherrschenden Mannes. Es wird Dir wohl thun!" —

Ich folgte dem Rath des Meisters. Manchmal wurde es mir doch schwer, das Lachen zu unterdrücken, wenn der Baron mit den Fingern, statt auf dem Griffbrett, auf dem Violinbrett herum tapse und dabei mit dem Bogen auf den Saiten quer über fuhr, versichernd, er spiele jetzt Tartini's allerherrlichstes Solo und er sey nun der einzige auf der Welt, der dieses Solo vorzutragen im Stande.

Aber dann legte er die Geige aus der Hand und ergoß sich in Gesprächen, die mich mit tiefer Kenntniß bereicherten und meine Brust entflammten für die hochherrliche Kunst.

Spiegelte ich dann in einem seiner Concerte mit allem Eifer und gelang mir dieses — jenes vorzüglich gut, so blickte der Baron stolz lächelnd umher und sprach: „Das hat der Junge mir zu verdanken, mir, dem Schüler des großen Tartini!"

So gewährten mir Nutzen und Freude des Barons Lehrstunden und auch wohl seine — geränderten holländischen Dukaten." —

„Nun in der That," sprach Theodor lachend, „ich sollte meinen, daß mancher unserer jetzigen Virtuosen, der sich weit erhaben über jegliche Lehre dünken möchte, sich doch noch einen Unterricht gefallen lassen würde auf die Weise, wie ihn der Baron von B. zu ertheilen pflegte."

„Dem Himmel sey es gedankt," nahm Vinzenz das Wort, „daß unser Clubb doch noch, was ich gar nicht mehr erwartete, heiter schließt, und ich will hiemit meine würdigen Brüder ermahnen haben, künftig sein dafür zu sorgen, daß das schauerliche mit dem heitern wechsle, welches heute ganz und gar nicht geschehen."

„Deine Ermahnung," sprach Otmar, „mag sehr gut seyn, indessen lag es lediglich an Dir, den Fehler, in den wir heute verfielen, gut zu machen, und uns etwas von Dir mitzutheilen, das Deiner humoristischen Laune würdig."

„Ueberhaupt," sprach Kothar weiter, „bist Du mein vortrefflicher, wiewohl schreibfauler Vinzenz, das Aufnahme-Geld in die Serapions-Brüderschaft, das eben in einer serapiontischen Erzählung bestehen mußte, noch schuldig."

„Still, still," erwiderte Vinzenz, „Ihr wißt nicht, was meiner Brust entglommen und vorläufig in dieser Brusttasche verborgen ruhet! — Ein gar seltsames Ding von Mährchen, das ich insbesondere der Gunst unseres Kothar empfehle, hätte ich Euch schon heute mitgetheilt, aber habt Ihr nicht des Wirths bleiches Antlitz gesehen, das durch das Fenster schon öfters mahnend hinein blickte, wie in Fouqué's Wabine der Spulgeist Kühleborn durch das Fenster in die Fischerhütte luct? Habt Ihr nicht das verdächtige D. Zermine's Gesicht des Kellners bemerkt? Stand, wenn er uns die Lichter pugte, auf seiner Stirn nicht deutlich geschrieben: Werden sie denn hier ewig sitzen, und nicht endlich einmal einem ehrlichen Menschen die Ruhe gönnen? — Die Leute haben Recht, Mitternacht ist vorüber, unsere Scheidestunde hat geschlagen."

Die Freunde gaben sich das Wort, in weniger Zeit sich wieder serapiontisch zu versammeln und brachen dann auf.

## Siebenter Abschnitt.

Der trübe Spätherbst war längst eingebrochen, als Theodor in seinem Zimmer beim knisternden Kaminsfeuer der würdigen Serapions-Brüder harrete, die sich dann zur gewöhnlichen Stunde nach und nach einfanden.

„Welch' abscheuliches Wetter," sprach der eintretende Cyprion, „trotz meines Mantels bin ich heute nahe ganz durchnäßt, und nicht viel fehlte, so hätte ein tüchtiger Windstoß mir den Hut entführt."

„Und das," nahm Otmar das Wort, „mich lauzt so wahren, denn unser Meteorolog, der, wie Ihr weiß, in meiner Straße wohnt, hat einen hellen frostigen Spätherbst verkündigt."

„Necht," sprach Vinzenz, „ganz recht bist Du mein Freund Otmar. Wenn unser vortrefflicher Prophet seine Nachbarn damit tröstet, daß der Winter durchaus nicht strenge Kälte bringen, sondern ganz süßliche Natur seyn würde, so läuft jeder erschrocken hin und kauft so viel Holz als er nur beherbergen kann. Es ist aber der meteorologische Seher ein weiser hochbegabter Mann, auf den man sich verlassen darf, wenn man nur jedesmal das Gegentheil von dem vorausgesagten was er verkündigt."

„Mich," sprach Sylvester, „machen diese Herbstürme, diese Herbstregen immer ganz unmutig, matt und krank, und Dir, Freund Theodor, glaube ich, geht es eben so?" „Allerdings," erwiderte Theodor, „hört Witterung."

„Herrliches," schrie Kothar dazwischen, „gefrühliches Beginnen unsers Serapionsclubbs! Vom Wetter sprechen wir wie die alten Mäulen am Kaffeetisch!"

„Ich weiß nicht," nahm Otmar das Wort, „worum wir nicht vom Wetter sprechen sollen? Du kennst das nur tabe in, weil solcher Anfang des Gesprächs ein verächtlicher Schlandrian erscheint, den das Wohlwollen nicht zu sprechen bei stierem Geist, beim gänzlichen Mangel an Stoff herbeigeführt hat. Ich meine aber, daß ein kurzes Gespräch über Wind und Wetter auf recht gemüthliche Weise vorangeschickt werden darf, um alles nur Mögliche einzuleiten und das eben die Allgemeinheit solcher Einleitung von ihrer Nützlichkeit zeugt." „Ueberhaupt," sprach Theodor, „müßte es wohl ziemlich gleichgültig seyn auf welche Weise ein Gespräch anspinnt. Gewiß ist es aber, daß die Begierde recht geistreich zu beginnen, schon im Voraus alle Freiheit tödtet, die die Seele jedes Gesprächs zu nennen. — Ich kenne einen jungen Mann — ich glaube, Ihr kennt ihn alle — dem es gar nicht an jenem leicht beweglichen Geist fehlt, der zum Sprechen so recht gerne conversiren nöthig. Den quält in der Gesellschaft, vorzüglich sind Frauen zugegen, jene Begierde gleich dem ersten Wort funkelnd hineinzublitzen dermaßen, daß er unruhig umherläuft, von innerer Qual gefoltert bis seltsamsten Gesichtern schneidet, die Lippen bewegt und keine Sylbe herausbringt!"

„Halt ein, Unglücklicher," rief Cyprion mit heftigem Pathos, „reise nicht mit mordrischer Begierde Wunden auf, die kaum verharst sind. — Er sprach, fuhr er dann lächelnd fort, „von mir, das müßt Ihr ja bemerken, und bedenkt nicht, daß vor wenigen Wochen, als ich jener Begierde, die ich als lächerlich anerkennen will, widerstehen und ein Gespräch in recht gewöhnlicher Art anknüpfen wollte, ich dafür hätte die gänzliche Vernichtung! — Ich will es Euch lieber nicht gleich selbst erzählen wie es sich begab, damit es nicht



Dtmar thut und allerlei feine Anmerkungen beifügt. — Bei dem Thee, den wir, Dttmar und ich, besuchten, war die gewisse, hübsche geistreiche Frau zugegen, von der Ihr behauptet, sie interessire mich manchmal mehr als gut und dienlich. — Es zog mich zu ihr hin und gesehen will ich, ich war um das erste Wort verlegen, so wie sie boshaft genug mir mit freundlich fea- sendem Blick stumm in die Augen zu schauen. „Der Mondwechsel hat uns in der That recht angenehme Mit- tzung gebracht.“ So fuhr es mir heraus, da erwiderte die Dame sehr mild: „Sie schreiben wohl dieses Jahr den Kalender?“

Die Freunde lachten sehr.

„Dagegen,“ fuhr Dttmar fort, „kenne ich einen an- dern jungen Mann und Ihr kennt ihn alle, der, vor- züglich bei Frauen, niemals um das erste Wort verlegen ist. Ja, es will mich bedünken, daß, was die Unterhal- tung mit Frauen betrifft, er sich ganz im Stillen ein le- benskluges System gebaut hat, das ihn so leicht nicht im Stich läßt. So pflegt er z. B. die Schönste, die es kann waagt etwas Zuckerbrod in den Thee einzustreuen, die höchstens der Nachbarin ins Ohr flüstert: „Es ist recht heiß, meine Liebe,“ worauf diese eben so leise ins Ohr erwidert: „Recht heiß, meine Gute!“ deren Me- de nicht hinausgehen will über ein süßes „Ja, ja! und Nein, nein,“ künstlich zu erschrecken und dadurch ihr Janeres plötzlich zu revolutionären, so daß sie nicht mehr dieselbe scheint. „Mein Gott, Sie sehn so blaß!“ fährt er endlich auf ein hübsches kirchhoffstilles Fräulein los, die eben den Silberfaden einhäkelt zum künstlichen Ge- strick eines Beutels. Das Fräulein läßt vor Schreck das Strick auf den Schoos fallen, gesteht, daß sie heute ein wenig gefiebert, Fieber, ja Fieber, darauf versteht sich eben mein Freund; er weiß geistreich und anziehend davon zu sprechen, fragt sorglich nach allen Erscheinun- gen, rathet, warnt, und siehe ein ganz anmuthiges mun- teres Gespräch spinnt sich fort.“

„Ich danke Dir,“ rief Theodor, „daß Du mein Ta- lent gehörig beobachtet und würdigst.“ Die Freunde lachten aufs neue.

„Es hat,“ nahm jetzt Schwesler das Wort, „mit der gesellschaftlichen Unterhaltung wohl eine ganz eigene Benennung. Die Franzosen werfen uns vor, daß eine gewisse Schwerfälligkeit des Charakters uns niemals den Takt, den Ton, der dazu nöthig, treffen lasse, und sie mögen einigermassen darin recht haben. Gesehen muß ich indessen, daß mich die gerühmte Lebendigkeit der französischen Zirkel betäubt und unmutig macht, und daß ich ihre Bonmots, ihre Calembours, die sich machen lassen auf den Kauf, auch nicht einmal für solchen ge- sellschaftlichen Wis halten kann, aus dem wahres fris- sches Leben der Unterhaltung sprüht. Ueberhaupt ist mir der eigentümlich ächt französische Wis im höchsten Grade fatal.“

„Diese Meinung,“ sprach Cyprian, „kommt recht tief aus Deinem stillen freundlichen Gemüth, mein her- zensliebter Schwesler. Du hast aber noch vergessen, daß außer den größtentheils höchst nüchternen Bonmots der Gesellschaftswitz der Franzosen auf eine gegenseitige Ver- höhung basiert ist, die wir mit dem Worte: Aufziehen, bezeichnen und die, leicht die Grenzen der Zartheit über- schreitend, unserer Unterhaltung sehr bald alles wahr- haftere Geräuße rauben würde. Dafür haben die Fran- zosen auch nicht den mindesten Sinn für den Wis, des- sen Grundlage der ächte Humor ist, und es ist kaum zu bezweifeln wie ihnen manchmal die Spitze irgend eines gar nicht etwa tiefen, sondern oberflächlich drolligen Gesellschaftsleins entgeht.“

„Bergiß nicht,“ sprach Dttmar, „daß eben eine sol- che Spitze oft ganz unübersehbar ist.“

„Dber,“ fuhr Vinzenz fort, „ungeschickt überfest wird. — Nun mir fällt dabei ein gar lustiges Ding ein, das sich vor wenigen Tagen zutrug und das ich Euch aufstischen will, wenn Ihr zu hören geneigt seyd.“

„Erzähle, erzähle, theurer Anekdotist, ergößlicher Fabulant!“ So riefen die Freunde.

„Ein junger Mensch,“ erzählte Vinzenz, „den die Natur mit einer tüchtigen, kräftigen Baßstimme begabt und der zum Theater gegangen, sollte gleich das erste- mal als Sarastro auftreten. Im Begriff in den Wagen zu steigen, überfiel ihn aber eine solche furchterliche Angst, daß er zitterte und bebte, ja daß er als er her- ausgefahren werden sollte, ganz in sich zusammenfant; und alle Ermahnungen des Direktors doch sich zu er- muthigen und wenigstens aufrecht im Wagen zu stehen, blieben vergebens. Da begab es sich daß das eine Rad des Wagens den weit überhängenden Mantel Sarastros faßte und den Schwirrbigen, je weiter es vorwärts ging, desto mehr rücklings überzog, wogegen er sich im Wagen festsetzend sträubte, so daß er in der Mitte des Theaters da stand mit vorwärts gebrängtem Untertheil und rückwärts gebrängtem Obertheil des Körpers. Und alle Welt war entzückt über den königlichen Anstand des unerfahrenen Jünglings, und hoch erfreut schloß der Direktor mit ihm einen günstigen Contract. Dieß einfache Anekdotlein wurde neulich in einer Gesellschaft erzählt, der eine Französin bewohnte, die keines deutschen Wortes mächtig. Als nun beim Schluß alles lachte, so verlangte die Französin zu wissen, worüber man lache; und unser ehr- licher D., der, spricht er französisch, mit dem ächtesten Accent, mit der treuesten Nachbildung von Ton und Gebärde den Franzosen herrlich spielt, dem aber jeden Augenblick Worte fehlen, übernahm es den Dolmetscher zu machen. Als er nun auf das Rad kam, das den Man- tel Sarastros gefaßt und diesen zur majestätischen Stel- lung genöthigt, sprach er: le rat statt la roue. Das Gesicht der Französin versunkerte sich, die Augenbrau- en zogen sich zusammen und in ihren Blicken las man das Entsetzen, das ihr die Erzählung verursachte, wozu noch freilich beitrug, daß unser guter D. alle Register des tragikomischen Maskelspiels auf seinem Gesicht ange- zogen hatte. Als wir beim Schluß alle noch stärker über das seltsame Mißverständnis, das zu heben sich jeder wohl bittete, lachten, lächelte die Französin: „Ah! — les barbares!“ — Für Barbaren mußte die Gute uns wohl halten, wenn wir es so überaus belachenswerth fanden, daß ein abscheuliches ragenhaftes Unthier den armen Jüngling, in dem verhängnißvollsten Augenblick des beginnenden Theaterlebens seinen Mantel erfassend, halb zu Tode geängstigt.“

„Wir wollen,“ sprach, als die Freunde sich satt ge- lacht, Vinzenz weiter, „aber nun die französische Con- versation mit all ihren Bonmots, Calembours und son- stigen Bestandtheilen und Ingredienzien ruhen lassen und gesehen, daß es wohl hohe Lust zu nennen, wenn unter geistreichen von ächtem Humor besetzten Deutschen das Gespräch wie ein nie erlöschendes Feuerwerk auf- strahlt in tausend knisternden Leuchtkegeln, Schwär- mern und Raketen.“

„Wohl zu merken,“ nahm Theodor das Wort, „ist aber, daß eine solche Lust nur dann statt finden kann, wenn die Freunde nicht allein geistreich und humoristisch sind, sondern auch das Talent haben, nicht allein zu spre- chen, sondern auch zu hören. Dieß Talent bildet das Haupt-Prinzip jeder Unterhaltung.“

„Ganz gewiß,“ fuhr Lothar fort, „die Wortführer tödten jede Unterhaltung. Ganz auf niedriger Stufe stehen aber jene Wigbolde, die mit Anekdoten, allerlei schaaalen Redensarten vollgestopft, von Gesellschaft zu Gesellschaft laufen und den unberufenen Pagliasso ma-

chen. Ich kannte einen Mann, der als geistreich und wichtig geltend und dabei ein gewaltiger Vielsprecher überall eingeladen wurde, mit dem Anspruch, die Gesellschaft zu belustigen, so daß, schon wenn er eintrat, jeder ihm ins Gesicht blickend, wartete, was für ein Witzwort er von sich geben würde. Der Arme war genöthigt sich abzuquälen, um nur, gleichviel, auf welche Weise, seinen Beruf zu erfüllen, und so konnte es nicht fehlen, daß er bald matt und stumpf wurde, und man ihn bei Seite warf wie ein verbrauchtes Möbel. Jetzt schleicht er trübe und unmuthig umher, und kommt mir vor wie jener Stuber in Rabeners Traum von abgeschiedenen Seelen, der so sehr er im Leben gegläntzt, nun im Jenseits traurig und werthlos dasteht, weil er die goldne mit Spaniol gefüllte Dose, einen integrierenden Theil seines innern Selbst, bei der schnellen unvermutheten Abfahrt stehen lassen."

"Es giebt," sprach Ottmar, „ferner gar wunderliche Leute, die, wenigstens wenn sie Gäste bewirthen, das Wort führen nicht aus Arroganz, sondern in selbstsamer Gutmüthigkeit von der Angst getrieben, daß man sich nicht unterhalten werde; die beständig fragen, ob man auch vergnügt sey u. s. w., die eben deshalb jede Heiterkeit, jede Lust im Aufkeimen tödten."

"Diese Methode," sagte Theodor, „zu langweilen, ist die sicherste, und ich habe sie einmal von meinem alten humoristischen Dinkel, den Ihr, glaub ich aus meinen Gesprächen schon kennt, mit dem glänzendsten Erfolg anwenden gesehen. — Es hatte sich nehmlich ein alter Schulfreund eingefunden, der, ganz unausstehlich in allem was er sprach, in seinem ganzen Benehmen, den Dinkel jeden Morgen besuchte, ihn in seinen Geschäften störte, auf das ärgste langweilte, und dann ungebeten sich mit zu Tische setzte. Der Dinkel war mürrisch, verdrießlich, in sich gekehrt, gab dem Ueberlästigten nur zu deutlich zu verstehen, daß seine Besuche ihm eben nicht erfreulich wären, aber alles wollte nichts helfen. Ich meinte endlich, als der Alte einmal nach seiner Art kräftig genug auf den Schulfreund schimpfte, er solle dem unverschämten geradehin die Thüre weisen. „Das geht nicht, Wetterchen," erwiderte der Alte, freundlich schmunzelnd, „er ist einmal mein Schulfreund, aber es giebt noch ein anderes Mittel ihn los zu werden, das will ich anwenden, das wird helfen!" Nicht wenig verwundert war ich, als am andern Morgen mein Alter den Schulfreund mit offenen Armen empfing, als er alles bei Seite warf und nun unablässig auf ihn hineinsprach, wie es ihn freue den treuen Bruder zu sehen und sich der alten Zeit zu erinnern. Alle Geschichten aus der Jugendzeit, die der Schulfreund bis zum höchsten Ueberdruß ewig und ewig zu wiederholen pflegte, gingen nun über des Dinkels Lippen wie ein unaufhaltsamer Strom, so daß der Schulfreund alles Mühen unerschrocken zu keiner Sylbe kommen konnte. Und dazwischen fragte der Dinkel beständig: „Aber Du bist heute nicht vergnügt? — Du bist so einsylbig? — Sey doch heiter, laß uns heute recht schwelgen in Rück Erinnerungen!" Aber so wie der Schulfreund nur den Mund öffnen wollte, schnitt ihm der Dinkel das Wort ab mit einer neuen endlosen Geschichte. Endlich wurde ihm das Ding zu arg, er wollte fort, da lud ihn aber der Dinkel so dringend zu Tische, daß er, nicht fähig der Verlockung guter Schüsseln und noch bessern Weins zu widerstehen, wirklich blieb. Kaum hatte der Schulfreund aber ein Paar Löffel Suppe gegessen, als der Dinkel ganz ergrimmt rief: „Was zum Teufel ist das für eine verdammte Wassertsuppe? — Ich nicht Bruder, ich bitte Dich, is nicht, es kommt was Besseres — Johann, die Teller weg!" — Und wie ein Blitz war dem Schulfreund der Teller vor der Nase weg verschwunden! — So ging es aber bei allen Gerichten,

die mit unter lecker genug waren, um den Appetit auf das stärkste zu reizen, bis das bessere was noch kommen sollte, in Ghesterkäse bestand, gegen den so wie gegen Käse überhaupt der Schulfreund einen Abßchuß hatte. Vor lauter anscheinender Sorge den Schulfreund tollüppig zu bewirthen, hatte dieser nicht zwei Wiffen verschlucken dürfen, und eben so war es mit dem Wein. Kaum hatte der Schulfreund das erste Glas an die Lippen gebracht, als der Dinkel rief: „Bruder, Du bist ein saures Gesicht? — Du hast Recht, der Wein ist nichts — Johann eine höhere Sorte!" — Und eine Sorte nach der andern kam — französische Weine — Rheinweine und immer hieß es: „Bruder, der Wein schmeckt Dir nicht" zc., bis bei dem Ghesterkäse der Schulfreund ungeduldig aufsprang. Da sprach der Dinkel im geduldigsten Ton: „Bruder, Du bist heute gar nicht vergnügt, gar nicht wie sonst? — Nun! — weil wir einmal so fröhlich bei einander sind, so laß uns eine Flasche alten Sorgenbrechers ausstrecken!" — Der Schulfreund plumpete in den Sessel nieder. Der hundertjährige Rheinwein perlte herrlich und klar in den beiden Gläsern, die der Dinkel einschenkte. „Teufel!" sprach der Dinkel aber, nun ein Glas gegen das Licht haltend, „der Wein ist mir trübe geworden, nein Bruder, den laß ich Dir nicht vorsetzen," und schürfte mit schicklichen Wohlgefallen beide Gläser hinunter. — Der Schulfreund fuhr in die Höhe, plumpete aber aufs neue in den Sessel nieder, als der Dinkel rief: „Johann! Lokaiser!" — Der Lokaiser kam, der Dinkel schenkte ein und reichte dem Schulfreunde das Glas hin, indem er sprach, „Am andern Morgen, wirst Du wohl endlich einmal vergnügt werden, wenn Du den Nektar eingeschlürft!" — Kaum setzte aber der Schulfreund das Glas an die Lippen, als der Dinkel schrie: „Donner! — da ist eine große Krappspinnne in der Flasche gewesen!" — Da schleuderte der Schulfreund in voller Wuth das Glas gegen die Wand, das es in tausend Scherben zerplitterte, rannte zu befehlen von dannen und kam niemals wieder. —

"Die Ironie Deines alten Dinkels in Ehren," sprach Sylvester, „aber mich will bedünken, daß doch etwas konsequente Bosheit dazu gehört, sich einen Uebelthäter auf diese Art vom Hals zu schaffen. Ich hätte den langweiligen Schulfreunde lieber gerade hin die Thüre gewiesen, inwiewohl ich zugestehen will, daß es gerade in Deines Dinkels humoristischem Charakter lag, hier ein vielleicht ärgerlicher Auftritt, den es gegeben, sich ein stürmische Theaterzene zu bereiten. Denn dafür erlaube ich den ominösen Mittag wie Du ihn geschickert. Selbst kann ich mir den alten Parasit denken, wie er die Tugenden des Tantalus duldet, wie der Dinkel immer von Hoffnungen zu erregen und in demselben Augenblick vernichten weiß, wie endlich ihn die Verzweiflung ergreift."

"Du kannst," erwiderte Theodor, „im nächsten Lustspiel Gebrauch machen von dieser Scene."

"Die," fuhr Bingen fort, „mich übrigens lebhaft an jenes herrliche Mahl in Kagenbergers Badereise an den armen Gevatter Einnhmer erinnert, der an den Bissen, die über die Trompeten-Muskel glitten, beinahe ersticken mußte. Biewohl diese Scene unserm Gevatter für ein neues Lustspiel eben nicht dienlich sein dürfte."

"Den vortrefflichen Kagenberg, den nur seiner verhassten Cynik halber die Frauen nicht mögen," sprach Theodor, „habe ich übrigens persönlich gekannt. Er war ein Intimus meines alten Dinkels und ich kann dir nicht wenig manches ergötliche von ihm beibringen." — Gevatter hatte in tiefen Gedanken gefessen und schien kaum gehört zu haben, was Theodor und die übrigen gesprochen. — Theodor munterte die Freunde auf, von dem

men Punsch zu genießen, den er bereitet, weil dieß Getränk das beste Gegengift gegen den bösen Einfluß der Bitterung sey.

„Allerdings,“ sprach nun Gyprian, wie plötzlich aus dem Traum erwachend, „ist auch dieses der Keim des Wahnsinns, wo nicht schon Wahnsinn selbst.“ — Die Freunde schauten sich bedenklich an.

„Da,“ fuhr Gyprian fort, indem er von seinem Sitz aufstand und lächelnd rund umherblickte, „ich merkte, daß ich den Schlusssatz laut werden ließ von dem, was ich still im Innern dachte. — Nachdem ich dieses Glas Punsch geleert und Theodors geheimnißvolle Kunst dieß Getränk nach seinen mystischen Verhältnissen der Stärke, Süße und Säure zu bereiten gehörig gelobt, will ich nur beibringen, daß einiger Wahnsinn, einige Nartheit so tief in der menschlichen Natur bedingt ist, daß man diese gar nicht besser erkennen kann als durch sorgfältiges Studium der Wahnsinnigen und Narren, die wir gar nicht in den Volkshäusern aufsuchen dürfen, sondern die uns täglich in den Weg laufen, ja am besten durch das Studium unseres eigenen Ichs, in dem jener Niederschlag aus dem chemischen Prozeß des Lebens genugsam vorhanden.“

„Sage,“ rief Lothar verdrießlich, „wie kamst Du schon wieder auf Wahnsinn und Wahnsinnige?“

„Erzähle,“ erwiderte Gyprian, „Dich nicht, lieber Lothar. Wir sprachen über das Talent des gesellschaftlichen Gesprächs und da dachte ich an zwei sich einander entgegengesetzte Charaktere, die so häufig jede gesellschaftliche Unterhaltung tödten. — Es giebt nemlich Personen, die von der Idee, von der Vorstellung, die sie erfaßt, sich durchaus nicht wieder trennen können, die Stundenlang, ohne Rücksicht wie sich das Gespräch gewandt hat, immer dasselbe und wieder dasselbe wiederholen. Alles Mühen sie mit dem Strom des Gesprächs fortzureißen, bleibt umsonst; glaubt man endlich ihre Teilnahme an dem, was der fortschreitende Austausch der Ideen schafft, gewonnen zu haben, so kommen sie plötzlich, ehe man sichs versteht, um an den Bürgermeister in jenem Lustspiel zu erinnern, auf besagten Hammel zurück, und verdammen so jenen schönen rauschenden Strom. Ihnen entgegengesetzt sind solche, die in der nächsten Sekunde vergessen, was sie in der vorigen gesprochen, welche fragen und ohne die Antwort abzuwarten, das davon heterogenste vorbringen, denen bei jedem Anlaß alles, mithin eigentlich nichts einfällt, was in die Form des Gesprächs taugt, die in wenigen Worten einen bunten Wunderkram von Ideen zusammenwerfen, aus dem sich nichts, das nur einigermaßen deutlich, herausfinden läßt. Auch diese tödten jede gemüthliche Unterhaltung und bringen zur Verzweiflung, wenn jene die ärgste Langeweile, ja wahrhaften Ueberdruß erregen. Aber sagt, liegt in solchen Leuten nicht der Keim dort des fixen Wahns, hier der Nartheit, deren Charakter eben das ist, was die psychologischen Ärzte Ideen sucht nennen?“

„Wohl,“ nahm Theodor das Wort, „möcht' ich noch manches sagen von der in der That geheimnißvollen Kunst in Gesellschaft gut zu erzählen, die von der Zeit, individuellen Verhältnissen abhängig, sich schwer in feste Prinzipie einfügen lassen würde, mich dünkt aber es möchte uns zu weit führen, und so der eigentlichen Tendenz des würdigen Serapionsklubs entgegen seyn.“

„Ganz gewiß,“ sprach Lothar, „wir wollen uns dabei beruhigen, daß wir weder von dem Wahnsinn noch von der Nartheit, deren unser Freund Gyprianus erwähnt hat, behaftet, daß wir vielmehr unter einander höchst vortreffliche Gesellschafter sind, die nicht allein zu sprechen, sondern auch zu hören verstehen. Ja noch

mehr! — Jeder von uns hört sogar ordentlich zu, wenn der andere vortliest, und das will viel heißen. Freund Dttmar sagte mir vor einigen Tagen, daß er eine Novelle aufgeschrieben, in welcher der berühmte dichterische Maler Salvator Rosa die Hauptrolle spiele. Mag er uns diese Novelle jetzt vorlesen.“

„Nicht ohne Furcht,“ sprach Dttmar, indem er ein Manuskript aus der Tasche zog, „bin ich, daß Ihre meine Novelle nicht serapiontisch finden werdet. Ich hatte im Sinn, jene gemächliche aber anmuthige Breite nachzuahmen, die in den Novellen der alten Italiäner, vorzüglich des Boccaccio, herrscht, und über dieses Mühen bin ich, wie ich nur lieber gleich selbst gestehen will, weitschweifig geworden. Auch werdet Ihr mir mit Recht vorwerfen, daß ich den eigentlichen Novellenton nur hin und wieder, vielleicht gar nur in den Ueberschriften der Kapitel getroffen. Bei diesen freien Selbstgeständnissen eines edlen Gemüths werdet Ihr gewiß nicht zu streng mit mir verfahren, sondern Euch an das halten, was Euch doch etwa ergötzlich und lebendig vorkommen möchte.“

„Was für Vorreden,“ rief Lothar, „eine unnütze Captatio benevolentiae! Ließ nur Deine Novelle, mein guter Freund Dttmar, und gelingt es Dir uns recht lebendig anzuregen, daß wir Deinen Salvator Rosa recht wahrhaft vor uns erschauen, so wollen wir Dich als einen würdigen Serapionsbruder anerkennen, und das übrige mürrischen tabelmäßigen Kunstschreibern überlassen. Nicht wahr, meine vortrefflichen Serapionsbrüder?“

Die Freunde stimmten Lothar bei, und Dttmar begann:

### Signor Formica.

#### Eine Novelle.

Der berühmte Maler Salvator Rosa kommt nach Rom und wird von einer gefährlichen Krankheit befallen. Was ihm in dieser Krankheit begeben.

Berühmten Leuten wird gemeinlich viel Böses nachgesagt, gleichviel ob aus wahrhaftigem Grunde, oder nicht. — So erging es auch dem wackern Maler Salvator Rosa, dessen lebendige Bilder Du, geliebter Leser, gewiß nie ohne gar besondere, herzzinnliche Lust angeschaut haben wirst.

Als Salvators Ruf Neapel, Rom, Toskana, ja ganz Italien durchdrang, als die Maler, wollten sie gefallen, seinen absonderlichen Styl nachzuahmen streben mußten, gerade zu der Zeit trugen sich hämische Neider mit allerlei bösen Gerüchten, die in die herrliche Glorie seines Künstlereruhms häßliche Schattenflecke werfen sollten. Sie behaupteten, Salvator habe in einer früheren Zeit seines Lebens sich zu einer Räuberbande geschlagen und diesem ruchlosen Verkehr all die wilden, trohigen, abentheuerlich gekleideten Gestalten zu verdanken, die er auf seinen Gemälden angebracht, so wie er auch die düstern, grauenvollen Sünden, diese selve selva goggo, um mit Dante zu reden, wo er sich verirren müssen, getreulich in seiner Landschafterei nachgebildet. Am schlimmsten war es, daß man ihm auf den Kopf zusagte, er sey in die heillose, blutige Verschwörung verwickelt gewesen, die der berühmte Mas Aniello in Neapel ansteltete. Man erzählte, wie das zugegangen, mit den kleinsten Umständen.

Aniello Falcone, der Batallienmaler (so hieß es), einer der besten Lehrmeister Salvators, entbrannte in Wuth und blutdürstige Rache, als die spanischen Soldaten in einem Handgemenge einen seiner Verwandten getödtet hatten. Zur Stelle rottete er einen Haufen junger verwegener Leute, mehrentheils Maler, zusam-